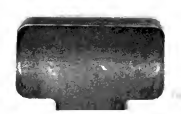
Aus dem Lande des Sonnenaufga...

Paulus Cassel





Aus dem Lande des Sonnenaufgangs.

Japanische Sagen

aus originaler Mittheilung

niedergeschrieben und gedeutet

von

D. PAULUS CASSEL.

Voran geht eine Untersuchung über „Das Zicklein“ aus der jüdischen Passahliturgie — und nachfolgt ein Sendschreiben an das Berliner Tageblatt: „Zur Naturgeschichte der Chuzpe“.



BERLIN.
Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr)
1885.

INHALT.

Vorwort.

Am Ende des Jahres 1882 empfing ich von einem Englischen Collegen die Bitte mich eines jungen Japaner's anzunehmen, der von London nach Berlin gekommen sei. Ich liess ihn aufsuchen; er kam zu mir und Wadagaki brachte einen Freund mit, Chinsaku Kodera, der sich mir näher anschloss und an dessen aufmerksamen und intelligentem Wesen ich viele Freude hatte. Er hatte literarische Studien gemacht, eine akademische Würde in Japan erreicht. Für meine Predigten und Lehren des Evangeliums entwickelte er ein überraschendes Verständniss. Er überwand die Schwierigkeiten der deutschen Sprache noch mehr im Verstehen wie im Sprechen. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniss und lebhafte Phantasie. Ich hatte ihn lieb, wie einen jüngeren Bruder und er hat mit seinem Freunde, der an allem Unterricht Theil nahm, mir Japan und sein Volk selbst lieb gemacht. Am 28. Mai 1883, konnte ich ihn zusammen mit einem Israeliten in der Christuskirche taufen. Eine grosse Versammlung war gegenwärtig; die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, von der ein Mitarbeiter gegenwärtig war, brachte darüber einen Bericht. Es war meines Wissens der erste Japaner, der hier ein herrliches Bekenntniss ablegte. Soviel hatten sehr viele junge Christen, die confirmirt werden, nicht gelernt. Die Christuskirche wird den Akt, in welchem

Kinder Sems und Japhets vor dem Altar sich die Hände reichten, nicht vergessen.

Chinsaku hatte sich selbst als christlichen Namen: Immanuel gewählt (Gott mit uns) und ich hoffe, dass der Gott, der allen Völkern derselbe Vater ist, ihn auch in seinem evangelischen Beruf, zu dem er sich in London ausbildet, weiter stärken wird.

Während der Unterhaltungen, die ich mit ihm hatte, kam ich auf Japan's Sagen und Traditionen.

Ich fragte ihn, ob er nicht solche wisse. Er erzählte mir solche, wie sie ihm als Kind von seiner Mutter und Tanten erzählt seien und ich bat ihn, sie aufzuschreiben. Als er sie mir gab, versprach ich sie zu bearbeiten und mit andern Völkersagen zu vergleichen. Im Jahre 1883 hatte ich dazu keine Musse — aber im Sommer vergangenen Jahres war ich es im Stande. Allerdings waren grade unterdess zwei Sammlungen Japanischer Sagen herausgekommen,*) welche auch von jenen, mir von Kodera erzählten, eine Version geben — aber sie waren ohne jede Deutung und Vergleichung.

So trefflich auch die Braun'sche Sammlung ist, so meine ich doch, dass die Niederschrift Kodera's sich durch individuelle Färbung und originelle Fassung auszeichnet. Ich denke auch, dass die Deutungen, die ich dazu füge, Sagenfreunden nicht unangenehm sein werden, wenn sie auch nur Glossen, nicht erschöpfende Entwickelungen sein wollen.

Um aber auch eine Erinnerung an den Tag zu beweisen, wo Sem und Japhet sich die Hand gaben, habe ich auch eine Deutung des „Chadgadja" des Zickleinliedes hinzugefügt, welches noch von den Juden, welche Passah halten,

*) Mitford: Fables of old Japan. New Edition London 1883. David Brauns: Japanische Märchen. Leipzig 1885.

an ihrem Festabend in der sogenannten „Hagada“ rhythmisch gesungen wird.

Ich lasse eine Betrachtung nachfolgen, die aus einem speciellen und persönlichen Begegniss erwachsen ist; ich füge solche allgemeinen Discussionen gern an speciell wissenschaftliche Studien. Sie verbinden die gelehrte Arbeit mit dem Leben und fügen zur suchenden Erkenntniss das nirgends mehr als in unsern Tagen nöthige volle Bekenntniss.

Japan nannte seine Kinder das Land des Sonnenaufgangs. Wir sehen schon dem Osterfrühling entgegen. Möge dessen Sonne im Frieden Orient und Occident bescheinen.

Berlin zum Sonntag Lätare 14. März 1885.

Das Zicklein.

(Ein altes liturgisches Passahlied.)

An den Passahabenden, in welchen die Juden mit liturgischen Gesängen und Bräuchen die Befreiung Israels aus Aegypten feiern, singen sie auch am Schluss der Hagada, wie die Liturgie genannt wird, ein eigenthümliches Lied: Das Zicklein, von dem in älterer Zeit manches geschrieben worden ist und das doch eigentlich noch keine Deutung erhalten hat: auch der letzte jüdische Gelehrte, der es wenigstens bibliographisch betrachtet hat (M. Steinschneider) ist darüber schweigsam geblieben. Es lautet in der Uebersetzung:

1. Ein Zicklein, ein Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

2. Da kam die Katze (*Schunra*) und frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

3. Da kam der Hund und biss die Katze, die frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

4. Da kam der Stab und schlug den Hund, der biss die Katze, die frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

5. Da kam das Feuer und verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der biss die Katze, die frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

6. Da kam das Wasser und löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der biss die

Katze, die frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

7. Es kam der Ochse und trank das Wasser, das löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der biss die Katze, die frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

8. Es kam der Schlächter, und schlachtete den Ochsen, der trank das Wasser, das auslöschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der biss die Katze, die frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

9. Es kam der Todesengel, der schlachtete den Schlächter, der schlachtete den Ochsen, der trank das Wasser, das auslöschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der biss die Katze, die frass das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein.

10. Es kam der Heilige, gelobt sei Er, und schlachtete den Todesengel, der schlachtete den Schlächter, der schlachtete den Ochsen, der trank das Wasser, das löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der biss die Katze, die frass das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus, ein Zicklein, ein Zicklein. —

Die merkwürdigste Analogie mit diesem Lied hat das bekannte deutsche Kinderlied vom Jockel, wovon wir den Hauptinhalt mittheilen:

Es schickt der Herr den Jockel aus.
Er soll den Haber schneiden;
Der Jockel schneid't den Haber nicht
Und kommt auch nicht zu Haus.
Drauf schickt der Herr den Pudel aus,
Der soll den Jockel beissen;
Drauf schickt der Herr den Prügel aus,
Er soll den Pudel prügeln;
Drauf schickt der Herr das Feuer aus,
Es soll den Prügel brennen;
Drauf schickt der Herr das Wasser aus,
Er soll das Feuer löschen;
Drauf schickt der Herr den Ochsen aus,
Er soll das Wasser saufen;
Drauf schickt der Herr den Schlächter aus,
Er soll den Ochsen schlachten;

Drauf schickt der Herr den Teufel aus,
Er soll den Schlächter holen;
Drauf schickt der Herr den Pfaffen aus,
Er soll den Teufel bannen;
Der Teufel holt den Schlächter nicht,
Der Schlächter schlacht't den Ochsen nicht,
Der Ochse säuft das Wasser nicht,
Das Wasser löscht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Prügel nicht,
Der Prügel prügelt den Pudel nicht,
Der Pudel beisst den Jockel nicht,
Der Jockel schneid't den Haber nicht,
Und Niemand kommt zu Haus.

So kindlich dieses Volkslied gegen jenes in der Hagada erscheint, so ist doch der Zusammenhang offenbar. In dem Passahlied wird von einem Böcklein geredet; im Deutschen vom Haberschneiden, aber häfer im ags., hafr im Nordischen, was als haber auch in der deutschen Volkssprache vorkam, heisst der Bock, daher der Bocksbart tragopogon auch Haberbart und die Heuschrecke wird haberbock genannt, auch die Heerschnepfe heisst habergeiss. Da das Alter beider Lieder nicht feststeht, so soll hier noch nicht entschieden sein, welche Version die ältere ist. Dass in dem deutschen Liede der Bote Jockel heisst, könnte an Jakob, für den es die volksthümliche Abkürzung ist, namentlich im Oberallemannischen (vgl. Wackernagel, in der Germania 5. 344) erinnern. Wenn es nun im Passahlied heisst: Mein Vater kaufte ein Böcklein, so ist oft genug an Jakob gedacht worden, welchen die Hagada selbst „Vater" nennt. Grade der Anfang beider Lieder entscheidet über die verschiedene Idee, die sich kund thut. Im Passahlied erscheint ein Thun, im Deutschen ein Nichtthun. Der Herr des deutschen Liedes sendet, im Passahlied kommen Alle. In dem einen soll Jockel den Haber schneiden, in dem andern sollte die Katze das Zicklein nicht fressen. Eine Vergeltung tritt in beiden hervor; aber sie wird nur im Passahlied vollzogen; in dem andern aber nicht, hier soll Strafe für Nichtthun eintreten; — hier die Strafe für Gewalt.

Aus denselben Vorstellungen sind zwei ganz verschiedene sittliche Lehren erwachsen. Im Passahlied spiegelt sich das Weltgericht auch des jüngsten Tages. Das deutsche Lied hat offenbar im Munde des Volkes Umwandelungen erfahren.

Es hat keinen genügenden Schluss. Nichtsdestoweniger hoffe ich, dem zu einem Kinderlied gewordenen Fragment seinen eigentlichen Gedanken zurückzugeben.

Der Beginn des Passahliedes: „Das Zicklein, das mein Vater gekauft hat," zeigt echte Volksliedart. Viele Volkslieder fangen mit ich an und stellen die Gedanken in die persönlich subjektive Form. Bei Erlach finden sich etwa 130 Lieder die mit Ich, und 36 die mit Mein anfangen. Im zweiten Band von Wackernagels Kirchenliedern finden sich über 70, die mit Ich beginnen. Das „Ich" und „Mein" drückt grade das Allgemeine aus. Der Anfang könnte auch lauten: „Es gab einen Mann, der kaufte ein Zicklein". Denn der Fortgang des Liedes hängt nicht an „mein Vater", sondern nur an dem Zicklein. Es war nur die Erklärung, dass ein „Zicklein" da war. Wie das Gleichniss des Propheten Nathan damit beginnt, dass ein Mann war, der ein Schäflein sich gekauft hatte und dies allein besass, so beginnt auch das Lied mit einem Mann, der für zwei Sus sich ein Böcklein kaufte. Dies Böcklein war alles, was er hatte. Es war ein Gewaltakt, der es ihm raubte und darum Rache heischte. Zwei Sus drückt den Reichthum des Mannes aus; es steht für etwas Geld überhaupt in dem Sinn, wie man sonst Pfennig gebrauchte.

Mit Gewalt gegen den Schwachen beginnt die ganze Geschichte. Aus der Sünde kommt das Gericht des Einen über den Andern. Des Böckleins Tod ist der Anfang, aber andere Geschicke kommen nach. Wer ist nun im Passahlied des Böckleins Mörder, — gleichsam der erste Sünder. Niemand anders als die Katze. Das ist nun eine auffallende Thatsache. Wie wir sehen werden, stehen in dem ganzen Liede sich die natürlichen Todfeinde einander gegenüber: Hund und Katze, Wasser und Feuer, Stock und Hund. Aber „Katze und Böcklein" kann man so geläufige Gegensätze nicht nennen.*) Am Thron Salomo's, wo solche Gegensätze

*) In der Sage des Pantschatantra (Benfey 2, 233) ist es die heuchlerische Katze, Dadhikarna, welche sowohl den Hasen, wie den Sperling tödtet. Der Hase hat sich täuschen lassen, obschon er klüglich gesagt hatte: „Nimmer sollst du Vertrauen schenken dem Bösen henchelt er Busse gleich; auch an Pilgerorte sieht man Büsser, die fröhnen ihren Hals."

In einer Japanischen Sage erscheint ein Rakschasa, als böser Geist, in Gestalt einer wilden Katze. Im deutschen Aberglauben meint man, dass Hexen die Gestalt von Katzen tragen. (Grimm Mythe 1013 u. anderswo.)

vorkommen, steht die Katze dem Hahn gegenüber. Es ist zwar richtig, dass im Orient, wie der Talmud erzählt, die wilde Katze auch Wildpret und Böcklein angreift (Chulin 52 a. etc., wo sie aber *Chatul* heisst); dagegen scheint nach meinem Wissen der Talmud keinen Gegensatz von „Hund und Katze", sondern nur von Wiesel und Katze zu kennen (cf. Levisohn, Zool. des Talmuds p. 75). In Europa vielmehr findet sich erst als Volkssprüchwort hundertstimmig: Hund und Katze. Anf occidentalischen Brauch scheint es sich daher zu beziehen, wenn im Sabbatlied die Katze dem Hund entgegengestellt wird. Darum aber war es auch eine Katze, die das Böcklein gefressen hat. Bei uns macht sich nur die Feindschaft von Katze und Maus volksthümlich geltend. Aber die Maus konnte nicht der Beginn der Katastrophe werden; sie ist selber ein Raubthier. Es musste ein Thier der Unschuld, ein Böcklein, ein gegen Krallen des Raubthieres wehrloses sein, an dem sich die Gewalt offenbart.

Die alten Naturforscher erzählen viel von den verschiedenen Feindschaften, welche die Thiere unter einander und gegen einander haben. Aristoteles hat im neunten Buch seiner Thiergeschichte einen weitläufigen Aufsatz darüber, aber einen Gegensatz von „Hund und Katze" kennt er nicht, obschon er doch an anderen Stellen (ed. Bekker, Berol. 1829, p. 114 v. 29 u. p. 195. v. 6). Die Natur der Hunde mit der der Katzen (αἴλουροι) vergleicht. Aelian (Thiergeschichte 4, cap. 5.) sagt: „Freilich sind Schildkröte und Rebhuhn, Storch und Krex gegen den Taucher, die Harpe und der Reiher gegen den Taucher; die Schopflerche ist feindlich gesinnt gegen den Diestelfinken; zwischen der Turteltaube und der Pyrrhe herrscht Zwietracht; auch Weihe und Rabe sind Feinde" etc. (Vgl. Aelian 1, cap. 32), aber auch er nennt unter den Contrasten Hund und Katze nicht. Auch nicht bei Benfey Pantsch. 1. 174 u. 190.

Auch Plinius theilt dergleichen in der Naturgeschichte mit (10. 74) zum Theil ähnlich wie die genannten. Er weiss sonst schon von Katzen zu erzählen, mit welcher Stille, mit was für leisen Schritten beschleichen die Katzen (feles) die Vögel. Mit was für geheimem Lauschen springen sie nach den Mäusen." Es ist nicht gewiss, ob er dabei von der Hauskatze spricht — jedenfalls einen Gegensatz von Hund und Katze kennt er nicht. Der Vers des Theokrit ist bekannt (Idyll. 10. 30.): Dem Cytisus jaget die Ziege — der Ziege jaget der Wolf nach; Kraniche folgen dem Pflug — und ich dir selbst wie bethört.

Virgil hat dies noch schöner behandelt; es heisst bei ihm (Elog. II, 2, v. 63) nach Voss:
Funkelnd verfolgt die Löwin den Wolf, der Wolf dann die Ziege;
Blumige Cytisusstauden verfolgt die wählige Ziege,
Korydon dich, o Alexis, es reisst jedweden sein Trieb hin.

Es verfolgt also der Wolf das Böcklein, nicht die Katze — und von einem Jagen der Katze durch den Hund ist auch nicht die Rede. Dagegen sagt Hiranjaka, die Maus im zweiten Buch des indischen Pantschatantra (n. 31. ed. Benfey 2. 163): „Die in der ursprünglichen Natur begründete Feindschaft verliert sich unter keiner Bedingung; so z. B. besteht eine ewige Feindschaft zwischen den Schlangen und Ichneumonen, zwischen den grasfressenden und den mit Klauen kämpfenden Thieren, zwischen Wasser und Feuer, zwischen Göttern und Dämonen, zwischen Hunden und Katzen, zwischen Reichen und Armen, zwisehen Löwen und Elephanten, zwischen Jägern und Hirschen“ etc. Die Krähe will das nicht glauben, sie sagt: Aus einem Grund schliesst man Freundschaft — und Feindschaft auch aus einem Grund, darum muss auch wer Verstand hat, bald Freund, bald Feind mit einem sein.“*)

Hier also erscheint der Gegensatz von Hund nnd Katze. Man ist offenbar zu ihm erst gekommen, wo beide Hausthiere waren und als in der Nähe und gleicher Gunst bei den Menschen, sich die in ihnen liegenden Contraste kundgaben.

Wann aber ist die Katze ein Hausthier in Europa geworden?

Diese Frage ist von Hehn**) nicht völlig erläutert worden. Freilich nicht früher als das Wort catus, catta (Katze) erscheint. Allerdings ist der Name schon in den Zeiten Martials bekannt. Heimisch erst ist sie in Europa durch ägyptischen Brauch und Aberglauben, welcher in Rom während der Kaiserzeit ausserordentlich mächtig war. An sich ist es auch ein ägyptischer Name.

Seyffart in seiner Grammatica aegyptiaca p. 60 sagt zu einem Hieroglyphenbilde, das einen Tempel auf einem Katzenkopf vorstellt, „dass weil in der Rosettana dieser Tempel kot heisst, so muss die Katze altaegyptisch kaut statt chau genannt worden sein (vgl. catus Katze) und das Ganze kt,

*) Ein arabisches Sprichwort lautet: Die Katzen sterben nicht daran, dass die Hunde sie verfluchen. Vgl. Socin, arab. Sprichw., p. 33.

**) Kulturpflanzen und Hausthiere. 1877, p. 406.

cht ausgedrückt haben. Ch. hat die Figur entstellt, um ein Sistrum daraus zu machen.“ Ich halte es auch für gewiss, dass der Name altägyptisch ist; aber ich meine, dass dieses sich schon in chau darstellt. Das Koptische hat mehrfach das t vor dem u abgeworfen. Man vergleiche mau mit mater, nau mit matutina hora und so steht chau für chatu, was catta und Katze geworden ist. Bei den Aegyptern muss auch der Gegensatz von Katze und Hund gewesen sein; ich schliesse das daraus, dass man in den Gräbern Katzen- und Hundemumien neben einander findet. Die Gemeinschaft in den Gräbern stellt den Frieden vor, der im Leben fehlte. Sicher hat die religiöse Bedeutung der Katze in Aegypten und ihre Verbreitung in Haus und Volk dazu beigetragen, dass das Alte Testament der Katze gar nicht erwähnt. Wenigstens hat man noch keinen Namen sicher dafür gedeutet. Für das *Ijim* Jes. 34, 14 hat der Targum *Chatulin* gesetzt. Chatul heisst die Katze; der Prophet redet offenbar von Schakalen. Chatul gehört offenbar zu chatta, was Elias Levita im Lexicon auch zu meinen scheint, da er darauf besteht *Chattul* zu schreiben (Isnae 1541, p. 127). Im Talmud wird von Orten geredet, an welchen man chatul *Schunra* nenne (Berachoth 61 a.). Dieses Wort für die Katze ist im Zickleinlied gebraucht, ist aber nicht wie Hommel (Namen der Säugethiere bei südsemitischen Völkern, p. 314) irrig bemerkt, wie das arabische sunâra von σαίνουρος entlehnt, was Schwanzwedler heisst. Dies gilt mehr vom Hunde wie von der Katze und kommt auch nur vom Hunde vor. Vielmehr hat zu dem Namen *Schunra* ein onomapoetisches Wort Veranlassung gegeben, nehmlich *Schnr* arabisch ebenso, wie Hommel selbst angiebt und dem Buchstaben und dem Laute nach das deutsche schnurren, den eigentlichen Laut der Katze, der sie charakterisirt, bedeutet. Voss hat den Vers „Seht wie die Katz' auf dem Tritt des Tisches schnurrt (vgl. Wackernagel Voces animalium, p. 64). Statt schnurren sagt man auch murren, daher Murner die Katze; englisch heisst es purr, lat. war es hirrire, französisch etwa rouer. Das hebräische sunârâ oder richtiger schnura (das vaw musste nach dem n statt vor dem n von den Druckern gesetzt werden) bedeutet daher nichts als schnurrend. Nicht das Miauen wie in Mize, sondern das „Spinnen“ wie in Murner war ausgedrückt.

Im Mittelalter trat nun sprichwörtlich der Gegensatz von Hund und Katze hervor. Freidank sagt: Bei Hunden und bei Katzen war je Beissen und Kratzen. Von Eheleuten

die sich hassen, gilt es: „sie leben wie Hund und Katze.“ Und zwar nicht blos im Deutschen, sondern in allen romanischen Sprachen. (Brinkmann, Metaphern, p. 415): „Qui vit comme chat et chien, jamais n'a repos ni bien.“ Bekannt ist auch die Sage, woher es gekommen ist, dass Hund und Katze so feindselig sind. Sie waren anfänglich friedlich und den Menschen sehr nützlich. Diese aber waren geizig gegen sie und gaben ihnen statt Fleisches nur Knochen zu essen. Da gingen sie zum Richter und verklagten den Menschen. Dieser wurde verurtheilt den Thieren Fleisch zu geben. Ein Urtheil auf Pergament wurde darüber abgefasst. Wo sollte es aber hingelegt werden, um nicht verloren zu gehen. Da schlug die Katze vor es auf den Hahnebalken zu legen. Da findet es kein Mensch und es bleibt trocken. Wer es aber fand, waren die Mäuse, die zernagten es ganz, und als nun nach Jahren Hund und Katze gegen den Menschen, der ihnen wieder blos Knochen gab, das Instrument brauchen wollten, war es nicht da. Da wurde der Hund zornig auf die Katze, von der er das Instrument forderte und sucht sie zu beissen; die Katze aber verfolgt die Maus und sucht sie zu tödten. Daher kommt der Hass unter ihnen. (Vgl. Strackerjau, Sagen aus Oldenburg, 2. 38.)

„Da kam der Stock und schlug den Hund.“ Hund und Stock sind alte Gegensätze. Goliath sprach, als er David auf sich zu kommen sah mit dem Stock in der Hand: „Bin ich ein Hund, dass Du gegen mich kommst mit einem Stock?“ (1. Sam. 17, 43.) Doch benutzt hier die Erzählung ein anderes Wort *Makel*, während das Lied *choter* *) hat. Letzteres bedeutet ganz dasselbe wie jenes und ist in der Zeit der talmudischen Schriften gebräulicher als jenes, so dass *choter* in den Begriff des Schlagens mit dem Stock übergegangen ist. Dasselbe Wort findet sich arabisch. Auch im Griechischen hiess κονοκοπεῖν ursprünglich einen Hund schlagen, zuletzt schlagen überhaupt, auch wenn es einem Menschen galt. In dem ergötzlichen Dialog zwischen Kleon und dem Wursthändler in der Komödie der „Ritter“ bei Aristophanes (v. 289) sagt der Letztere: „Ich zerschlage dir den Rücken (κυνοκοπήσω). Auch in deutsche Sprichwörter ging die Feindschaft des Knüppels mit dem Hunde über. Wir sagen noch immer: „Der Knüppel liegt beim Hunde.“ Geiler von Kaisers-

*) Wenn man *Bachter* schriebe, hätte man völlig das griechisch βακτίριω dass nur ein b zum Vorschlag von *choter* hat.

berg sagt: „Die Hunde bellen wider die, so Stäbe tragen.“ In Lehmann's Sprichwörtersammlung kommt vor: „Dass der Hund nicht zur Hochzeit kommt, macht der Knüppel hinter der Thür.“

Wenn aber der Stock den Hund hauen kann, so muss sich der Stock vor dem Feuer fürchten. Das sind ebenfalls Gegner. Der Stock schlägt den Hund; aber das Feuer verzehrt das Holz. In dem Gleichniss des Jotham (Richter, 9, 15) droht der Dornbusch, dass wenn man ihm nicht gehorchen werde, dann wird Feuer von ihm ausgehen und verzehren die Cedern vom Libanon. So brauchen die Sprüche Salomos (Kap. 26, 20, 21) das Gleichniss: „Wo das Holz fehlt, verlischt das Feuer, und wo kein Ohrenbläser ist, schweigt der Zank. Kohlen zur Gluth und Holzstücke zum Feuer, so ein zänkischer Mensch um Feuer zu entflammen.“ Die Araber haben ein ähnliches Sprichwort. Johannes hat das Gleichniss (Ev. Matth. 3, 10) vom Baum, der keine gute Frucht bringt, dass er in's Feuer geworfen wird. Bekannt ist auch der römische Vers: „Subtrahe ligna focis flammam restinguere si vis.“ Deutsche Sprichwörter sind: „Gespalten Holz fängt leicht Feuer,“ was gegen die Uneinigkeit und ihren Schaden geht. Ebenso: „Er hat Feuer am Stecken.“ Die Macht, mit der Einer droht, ist schon den Flammen nah.

Das Feuer hat aber noch einen unversöhnlicheren Gegner, das Wasser. Die beiden vertragen sich nicht. Der Midrasch enthält ein merkwürdiges Gespräch zwischen Nimrod und Abraham. (Midrasch Rabba c. 38, ed Amst. p. 33 d. cf. Geiger Muhamed p. 123, wo das Citat irrig) Nimrod spricht: „Bete das Feuer an.“ Abraham: „Warum nicht das Wasser, was das Feuer auslöscht.“ Sagt Nimrod: „Bete das Wasser an.“ Spricht jener: „Warum denn die Wolke nicht, die das Wasser aufnimmt.“ Sagt Nimrod: „Bete die Wolke an.“ Spricht jener: „Warum nicht den Wind, der vertreibt die Wolken.“ „So diene dem Wind.“ „Warum dann nicht dem Menschen, der den Wind erträgt.“ Da ward Nimrod unmuthig und liess ihn in den Kalkofen werfen. Aber die Sage, die der Midrasch mittheilt, ist fragmentarisch. Indem Abraham sagte: dem Menschen, so war es natürlich, dass Nimrod sagen werde: Nun, so diene mir. Und es fehlt dann die Pointe, welche unser Lied enthält, dass der Mensch vom Tode überwunden wird — der Tod aber von Gott.

Man sieht daraus, worauf wir noch kommen, dass die dem Liede zu Grunde liegende Idee eine alte und tief theologische gewesen ist.

Interessant ist, dass in der Sage des Midrasch die Wolke als die Siegerin des Wassers und mächtiger als sie dargestellt wird — die wieder vom Winde getrieben wird. Das ist eine Vorstellung, wie sie alten Vorstellungen und Dichtungen nahe liegt. Ein altnordisches Räthsel lautet: (Mannhart, German. Mythen 219. Schwarz: Wolken und Wind, Blitz und Donner, p. 26.)

Wer ist der Dunkele,
Der über die Erde fährt,
Verschlingt Wasser und Wälder?
Vor dem Wind er sich fürchtet,
Nicht vor den Menschen,
Und ruft die Sonne zum Kampfe.

König Heidrek, merk' auf das Räthsel.

Heidrek:

Leicht ist dein Räthsel,
Blinder Geist,
Auszudeuten.
Wolke (myrkwi, nicht Nebel) erhebt sich
Aus Gymirs Wohnung, dem Meere
Hindert des Himmels Anschein.

Merkwürdiger ist aber, dass als Gegner des Wassers im Liede *thura* der Stier erscheint. „Es kam der Stier und trank das Wasser.“ Nun freilich trinkt der Stier Wasser — aber doch nicht in mehr markirter Weise als andere Thiere. Jeder erkennt den natürlichen Gegensatz von Wasser und Feuer — oder ferner von Ochse und Schlächter — aber der von Stier und Wasser ist nicht prägnant. Aber grade diese Bemerkung dürfte mehr als alle andern Bemerkungen auf die alte Heimath zurückweisen. Es kann hier nicht in Betracht kommen, was märchenhafte Erzählungen von dem kecken kleinen Vogel erzählen, welcher das Meer austrinken wollte. In einer indischen Legende trinken Kuh und Kalb einen Teich aus. Wenn der äthiopische König, wie Plutarch erzählt, dem Amasis das Räthsel aufgiebt, das Meer auszutrinken, so deutet das ebenso auf Unmöglichkeit, dieses zu können, wie wenn Riesen Teiche ausschöpfen wollen und dabei umkommen (cf. Benfey Pantschatantra 1. 238). Das Lied setzt wirkliche Erfahrungen voraus; das Wasser löscht das Feuer wirklich; der Schlächter schlachtet den Ochsen in

der That. Auch der Ochse trinkt Wasser; aber er dürstet nicht mehr als andere Thiere. Aber das durstige Element ist die Erde. Davon lehrt die Erfahrung alle Tage. Die Erde braucht für ihre Segensarbeit Wasser. Wo es fehlt, wird sie zur Wüste. Daher sagt man, die Aecker dürsten (Cicero: agri sitiunt), der Garten trinkt (Ovid: Hortus bibit.), Virgil schreibt: Sat prata biberunt, genug tranken schon die Wiesen. Es ist aber schon ein uraltes Bild, in welchem der Stier für die Erde eintritt. Das zeigt sich schon in der Sprache. Das griechische γη Erde hängt mit dem indischen ga Rind zusammen, wie wieder Sanskrit bhumi Erde sich zu βους Rind verhält und dieses deutsche Rind von Grimm mit rinta Erde verbunden ist. Zum lebendigen Gebrauch ist dieses Bild bei den Persern gekommen. Sie reden vom Stierwasser, das zu Reinigungen gebraucht wird. Die Neueren haben das wörtlich genommen und fanden das unaesthetisch — aber es ist das Wasser überhaupt gemeint, das aus der Erde quillt. (Vgl. mein Buch: Vom Nil zum Ganges, p. 268.) Aber grade im Gebiete des Perserreiches lebten ja die Juden; dort ist die talmudische Werkstatt ihres Geistes gewesen; von daher kamen mancherlei Bilder und Vorstellungen. Dort wurde auch der Stier der mächtige Trinker des Wassers, indem er statt der Erde steht, die es einsaugt. Das Lied selbst hat, wie die persische Tradition, das Bild buchstäblich genommen darum folgt auch, dass der „Schlächter kommt und den Ochsen schlachtet."

Dass die deutschen Lieder aus dem Orientalischen stammen, nicht umgekehrt, lehrt das Beispiel des trinkenden Ochsen zumeist. Sie weichen auch nicht von dem „Schlächter" ab, der den Ochsen schlachten soll. In dem Lied vom Jockel der Birnen schütteln soll, (bei Kehrein, Volkssitte von Nassau II. p. 137) ist es der Metzger, der auserkoren wird. Interessant aber ist die Wendung in dem Lied vom „Hähnchen und Hühnchen", (bei Müllenhof p. 470. 71.) wo das Hähnchen zum „Klawen" lauft und sagt: Klaaf, wedt eck Aus binj? Strick, willst du nicht den Ochsen binden, — wie er nämlich gebunden wird, wenn er zur Schlachtbank geführt wird. *)

Aber auch der Schlächter, welcher den Ochsen schlachtet, findet seinen Meister. Wie er getödtet wird, so fällt er in

*) Interessant, dass in der italienischen Sage von Micco ganz die ähnliche Wendung vom Ochsen und dem Stock vorkommt. Vgl. Kaden: Unter den Olivenbäumen (Leipzig 1880.) p. 228.

die Hände des Todesengels; dieser wird aber gerichtet durch Gott selbst.

Dieser Schluss zeigt den Unterschied des Osterliedes von den Volksliedern, die wir genannt haben. Die letzteren beweisen eine volksthümliche Verballhornung des Gedankens. Im Jockelliede vom Haberschneiden „wird der Teufel ausgeschickt, der den Schlächter holen soll", was doch unmotivirt ist, da nicht einzusehen ist, warum der Schlächter grade vom Teufel geholt werden soll. Es schliesst, dass der „Pfaffe" den Teufel bannen soll; in den Pfaffen wird die letzte Instanz in ironischer Weise gesetzt. Noch schlimmer ist es im Lied bei Kehrein, wo der Herr den „Henker" ausschickt, den Metzger zu henken und dann den Teufel den Henker zu holen. Das Eine ist so ungerecht, wie das Andere. Noch schlimmer ist, dass der Teufel die letzte Instanz ist.

Aber im Osterlied tritt der echte biblische Grund hervor. Dass der Tod über den Schlächter kommt, ist natürlich; er kommt über Alle. Er hat getödtet und wird getödtet. Der Tod ist der Sünde Sold; aber der Tod ist nicht die letzte Instanz. Der Tod wird überwunden durch den, welcher das Leben ist, durch Gott. Es kann nicht geleugnet werden, dass hier christliche Gedanken durchschimmern; ein Wegschaffen des Todesengels ist auch nach rabbinischer Lehre Sache des Messias. Es ist dieselbe Prophetenstelle, auf welche sich der Apostel Paulus bezieht, wenn er 1. Cor. 15,55 ausruft: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg; Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" — nämlich Jes. 25,8 — den auch der Midrasch zu dieser Stelle so deutet: Gott hätte dem Satan den Messias gezeigt; als er ihn sah, entsetzte er sich, fiel auf sein Angesicht und sprach: Dieser ist gewisslich der Messias..... von dem geschrieben ist: der Tod ist verschlungen in den Sieg." Es würde dem Liede einen geeigneten Schluss gegeben haben, wenn statt „Gott" — der Messias genannt worden wäre. Es geschah dies nicht, grade wegen des Hinblicks auf die christliche Lehre, in welcher die Ueberwindung des Todes durch Christum der Mittelpunkt war, wie Paulus lehrt: „Er muss aber herrschen, bis dass er alle seine Feinde unter seine Füsse gethan. Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod."

Aus diesem Schluss geht eben der Sinn des Ganzen hervor. Das Lied stellt eine Art Philosophie der Geschichte dar. Mit dem Morde der Unschuld fängt sie an, wie mit Abels, den Kain verübt. Und es giebt eine Vergeltung auch

in der Welt des Todes und der Gewalt, die folgt. Ungestraft bleibt nichts, aber die Werkzeuge der Vergeltung sind selber Sünder. Die Griechen haben eine Vorstellung von solcher weltgeschichtlichen Strafe. Sie sehen im Untergang Trojas eine Vergeltung für die Sünde des Paris — auch die Perser vergalten den asiatischen Griechen, was jene an Troja thaten. Alexander vergalt dann an Persien, was jene an Griechen versucht. *) In der That war Ninives Fall so gut ein Gericht, wie der Jerusalems; aber Nebukadnezar war denn ein Sünder. Rom fiel um seiner Tyrannei willen; aber Hunnen und Gothen waren die Vollstrecker des Gerichts. In der Welt richten einander die Gegensätze. Die Sieger halten sich für die Herren der Welt, bis auch ihr Meister kommt. Feuer brennt so lange, bis das Wasser da ist. Der Hund bellt und beisst so lange, bis der Stock sich zeigt. In die Reihe dieser Katastrophen der Menschenkinder gehört auch der Tod. — denn er ist der Sünde Sold und an sich der Contrast der Wahrheit. Darum fällt auch er unter die Hand Gottes. Denn das Ende, lehrt auch der Apostel, ist da, „wenn er das Reich Gott und dem Vater überantworten und aufheben wird alle Herrschaft, Obrigkeit und Gewalt." (1 Cor. 15,24.) „Wenn Gott wird abwischen alle Thränen von den Augen, denn der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid und Geschrei — denn das Erste ist vergangen." (Offenb. 21,4.)

Dass ursprünglich für Gott im letzten Spruch besser

---

*) Es wäre nicht unmöglich eine symbolische Weltgeschichte in den Bildern des alten Passahliedes zu finden.

Die Katze wäre ein vortreffliches Bild Aegyptens; nirgends wird sie so geehrt. Zumal war die Katze der Bast heilig, die katzenköpfig abgebildet war. Ich habe in meinem Artikel über Baal im neuen Testament nachgewiesen, dass Boset die Bass dieselbe ist wie Boschet (Mephiboschet) und dass, wenn man sie als Katze anficht, es gar natürlich heisst Jeremia 24 „die Boschet frass den Erwerb."

Der Hund, der die Katze biss, mag Assyrien sein, Jeremia 15. 3 weissagt, dass unter den Strafen, die das Volk treffen, Hunde sein werden.

Der Stab dürfte dann Babel sein. — Der Meder etwa das Feuer; wenn ein König starb, wurde das Feuer ausgelöscht. So bildete das Wasser die Siege der Perser über die untergehenden Meder, die Urheber des Feuerdienstes und der Stier ist Alexander der Grosse. Er war der Vertreter von Dionysos, der den Beinamen Tauros führte. Auch war er der Zweigehörnte.

Der Sieger eines Thieres ist ein Schlächter, wie Luther, Jerem. 46. 20 treffend übersetzt: Aegypten ist ein schönes Kalb, doch vom Norden kommt der Schlächter.

Hier würde es etwa Rom bedeuten.

gestanden hätte, „König Messias" beweist auch der erste Satz. Denn der Vater ist offenbar Gott. Weil es sein Zicklein war, darum folgt auch das Gericht — zuletzt über Alle, auch über den Tod, denn der Vater hat dem Sohne das Gericht gegeben. Ob das Zicklein Israel bedeutet, ist nicht die Frage an sich, sondern nur, dass es die Unschuld ist, die Niemandem vorher etwas that. „Ein Zicklein, ein Zicklein, was mein Vater kaufte für zwei Sus" ist volksthümlich nichts anderes, als dass der Vater ein noch zartes unschuldiges Zicklein hatte; der Preis drückte aus, wie jung und zart es war. Als ob gesagt wäre: „Es war ein Mann, nehmlich mein Vater, der hatte ein noch zartes, kleines Zicklein." Im Anfang war allerdings Unschuld; aber die Sünde hat sie getödtet. Das Gericht des Vaters über die Welt — dass der Tod über sie herrsche — dauert nur bis zum Ueberwinden des Todes.

In wahrer Erhabenheit steht das Lied neben unsern Volksweisen da, die ironische und satyrische Betrachtungen enthalten über den Zustand der Welt. In dem Liede vom Jockel, der den Haber schneiden soll, wird grade über den Mangel an Gericht und Strafe gespottet. Sie thun sich einander gar nichts. Wenn Saul einen Boten nach dem andern in das Haus Samuels schickt, um David zu fangen, und alle, zuletzt er selbst, vom Geist ergriffen werden, so ist es die Macht und die Atmosphäre des Geistes, in der sie gefangen werden. Aber die Boten, die der Herr dem Jockel nachschickt, werden von der Faulheit gefangen. Es ist kein Gehorsam und kein Gericht. Wie wenn sie in den Zauberkreis Dornröschens kämen, so bleibt Alles. Man beisst nicht, man löscht nicht, man schlägt nicht. Der Pfaffe bannt den Teufel nicht. So ist es in der Weltlehre, es bleibt Alles beim Alten. Keiner thut was er soll.

Noch derber ist das vom Birnschütteln (bei Kehrein, Volkssitte in Nassau 2, 137—38). Alle thun nicht, was sie sollen:

„Der Henker henkt den Metzger nit,
Der Metzger schlacht't das Oechsche nit,
Das Oechsche sauft das Wasser nit,
Das Wasser löscht das Feuer nit,
Das Feuer brennt das Stöckche nit,
Das Stöckche schlägt das Hündche nit,
Das Hündche beisst das Jockelche nit,
Die Birne wolle nit falle."

Da schickt er den Teufel — und es geht Alles. Er holt den Henker und der Henker den Metzger u. s. w., „und die Birne, die thun falle."

Es ist die humoristische Weltanschauung, nach der Alles gehe durch Teufelsregiment. Der Teufel bringt Alles in Gang und der Herr thut dem Teufel nichts.

Nur eine rein kindliche Spielart davon ist das Lied „vom Hähnchen und Hühnchen" bei Müllenhoff (Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg) p. 470. „Der Trank war fertig, da war Hühnchen so durstig. Es fragte Hähnchen (Huank nicht Hink, was Hühnchen ist, cf. p. 607): „Kann ich einmal einen Trunk bekommen?" „Ja wohl," sagte Hähnchen, „wenn Du nur nicht in den Bottich fällst." Aber Hühnchen war begehrlich. Es fiel in den Bottich und blieb stehen auf einem Bein. Da lief Hähnchen hin zum Mann und bat ihn: „Willst nicht Hühnchen helfen? Hühnchen ist in den Bottich fallen, steht nur auf einem Bein." „Naan," sagte der Mann. Da ging Hähnchen zum Hund: „Hund wedt ek Man bit?" Willst Du nicht den Mann beissen? etc. Die Katze entscheidet zuletzt; weil sie die Maus jagt, da jagt sich Alles, bis zuletzt das Hühnchen aus dem Bottich kam. Ein ähnliches, nicht aber so ausführliches Kinderspiel ist die Erzählung von „Hühnchens Tod." (Bei Grimm, Kinder- und Hausmärchen, p. 80) Hühnchen stirbt an den Bedingungen, die alle die an ihre Hülfe knüpfen, welche das gute Hähnchen bittet, ihm Wasser zu geben.*)

Die ältere Literatur und die Meinungen darüber findet man bei Wagenseil, Belehrung der jüdisch-teutschen Red'- und Schreibart, Königsberg 1699, p. 92, 93. Die Schrift von P. N. Lebrecht: Ein Zicklein, ein Zicklein, Leipzig 1731, ist nur die Uebersetzung eines Aufsatzes des Probstes von der Hardt zu Helmstädt. Die Abhandlung von Christian Andreas Tauber: Wahrscheinliche Muthmassung von dem alten und dunkeln jüdischen Osterliede, Leipzig 1732, ist eine fleissige Zusammenstellung der bisher ihm bekannt gewordenen Meinungen unter Juden und Christen. Seine eigene Meinung fällt mit der eines andern gelehrten Mannes zusammen, welcher die Juden darin sagen lässt: „Unser Gott Israel ist ein starker Gott, dem Niemand widerstehen mag und obgleich sich in der Welt eine Creatur über die

*) Ein ähnliches Märchen vom Tode der Maus im Topf bei Kaden „unter den Olivenbäumen," p. 233.

andere erhebt, muss ihm doch zuletzt Alles unterthänig sein." (p. 20. Was allerdings nicht viel ist.*)

Der Dichter ist unbekannt. Die Zeit der Abfassung kann nur mit einer Betrachtung über die ganze Hagada verbunden werden. Es scheint doch, dass es in Europa nicht entstanden sein kann.

*) In Campbell's gälischen Sagen, p. VI II sind ähnliche Spielereien wie Murchag eine Ruthe sucht, die Ruthe lässt eine Axt holen, die Axt einen Schleifstein, der Schleifstein Wasser. Reinhold Köhler's Aufsatz, dem ich dies entnehme, theilt noch einige Kindermärchen mit (Orient u. Occident 2, 123).

Ein sehr drolliges Mährchen, wo es mit dem Spatzen der die Buttermilch trinkt, anfängt und mit dem Tode des Kaisers aufhört, der Kaiser aber Mönch im Lügenkloster wurde, theilt Kremnitz in den Rumänischen Mährchen mit. (p. 193, n. 15.)

Japanische Sagen.

I.

Tanuki und Usagi.

(Dachs und Hase.)

Es war ein guter, alter Mann. Sein Haus lag vor einem Berge. Zwischen dem Berge und dem Hause besass der Alte einen Garten, wo er säete. Indem er säete, rief er aus: „Ein Same werde ein Tausend.“ Aber allemal wenn er säete, kam ein Dachs aus dem Berge, sass auf einem Stein, der ihm nachsprach: „Verdorben seien alle Samen.“ Der Mann war zuletzt darauf böse und versuchte den Dachs zu bestrafen. Aber wenn verfolgt, verbarg sich der Dachs gleich in dem Berge und wenn der Mann zu säen anfing, kam er wieder aus, sass auf dem Stein und lärmte wie zuvor. Eines Tages brachte der geärgerte alte Mann etwas Vogelleim mit, bedeckte damit den Stein, darauf der Dachs zu sitzen pflegte, und fing zu säen an, ausrufend wie immer: „Ein Same werde ein Tausend.“ Gleich kam der Dachs aus dem Berge, sass auf dem Stein und erwiederte: „Verdorben seien alle Samen.“ Geschwind lief der alte Mann auf den Dachs zu. Er suchte zu entfliehen. Das war aber unmöglich, wegen des Vogelleims, der schon ihn und den Stein fest zusammen geklebt hatte. Der alte Mann nahm den Dachs gefangen, steckte ihn in einen Sack ein und brachte den Sack zu Hause, den er von der Decke herab hängen liess. Dann rief er seine Frau und sagte ihr: „Zuletzt habe ich den Bösewicht festgenommen, siehest Du, da ist er in dem Sack. Zum Abend werden wir davon etwas schöne Suppe machen und zusammen kosten. Die Dachssuppe wird sehr schön sein. Also bereite Du Dich dafür vor. Ich habe noch etwas draussen zu thun.“ So ging er aus und die alte Frau nahm ihre schwere Arbeit, mittelst Keule und Mörser den Weizen auszuhülsen, wieder vor.

Nun der gepeinigte Dachs schrie von dem hängenden Sack aus; „Lass mich aus, barmherzige Frau, ich will nicht vom Hause entkommen, das schwöre ich Dir, sondern Dir in der Arbeit helfen; bitte sei barmherzig und lass mich aus.“ Die schwache Frau, die von der Arbeit schon etwas müde war, hörte dieses Wort, nahm den Sack herab und statt den Dachs zu tödten und davon die Suppe vorzubereiten, wie ihr Mann bestellt hatte, liess sie ihn herauskommen und ihrer Arbeit helfen. Der Dachs dankte der Frau sehr, nahm die Keule auf und sagte zu ihr: „Viele Körner werden fallen während der Arbeit vom Mörser heraus; die, die links fallen, werde ich aufpicken; aber die, die rechts fallen, bitte picken Sie auf.“ So gesagt fing er zu stossen an, und viele Körner fielen vom Mörser heraus. Die Frau krümmte sich und pickte diese fleissig auf, die rechts fielen. Aber der Dachs statt seinerseits die links gefallenen Körner aufzupicken, richtete die Keule um und schlug die arme Frau todt. Dann schnitt er das Fleisch der Frau ab, machte davon etwas Suppe, verkleidete sich mit ihrem Gewand, liess sich gerade wie die Frau aussehen und wartete auf die Heimkehr des alten Mannes.

Der alte Mann fertigte sein Geschäft und kehrte eilend zurück, in der Hoffnung, die schöne Dachssuppe zu kosten. Als er in das Esszimmer hereintritt, wo die Suppe schon auf dem Tisch stand und dabei sass die unechte Frau, die gleich für ihn die Suppe eingoss. Dieser erstaunte sich darüber sehr, dass alles schon so gut fertig war, nahm den Teller mit grosser Zufriedenheit an und begann davon zu essen. „Schmeckt Dir die Suppe gut, mein lieber Mann,“ fragte ihn der verkleidete Dachs mit der Stimme der getödteten Frau. „Sehr gut, liebe Frau,“ antwortete der betrogene Mann, sie mit grossem Appetit essend. „Schmeckt Dir die Suppe gut?“ fragte er ihn wieder, und wieder und plötzlich mit seiner eignen Stimme ausrufend: „Siehest Du blos die Knochen an, die unter dem Ausguss liegen! Du alter Thor, der von dem Fleisch seiner eigenen Frau isst“ — und lief aus dem Zimmer rasch fort. Der arme alte Mann folgte ihm nach, sah unter den Ausguss und fand daselbst zu grossem Erstaunen die Knochen seiner alten Frau aus. Halb wahnsinnig verfolgte er den bösen Dachs, der immer noch ausrufend zu dem Berge floh, wo er bald verschwand.

Der alte Mann ganz betrübt und voll Jammer stand still bei dem Berge. Er wusste nicht, was er thun sollte. Bestrafen sollte er gewiss den schlechten Mörder, aber dazu

hatte er noch keine Mittel, denn der Dachs war ein so schlaues Wesen; dieser traute sich ihm freilich nicht mehr zu nähern, sondern hatte sich weit von ihm verborgen, aber es würde auch sonst über seine Kräfte gegangen sein, ihn festzunehmen oder zu tödten. In dieser Verlegenheit kam dem alten Mann eine Hülfe. Er war eigentlich ein barmherziger Mensch, und hatte einst einen Hasen vor dem Maule eines verfolgenden Jagdhundes gerettet. Da lief nun zu ihm dieser Hase und sagte: „Sei getrost, mein guter Wohlthäter, ich werde für Dich den Bösewicht bestrafen. Warte blos ein bischen Zeit, denn alles wird vollbracht werden.“ So gesagt, ging er gleich wieder fort und der alte Mann kam einigermassen getröstet nach Hause zurück.

Der Hase verkleidete sich als ein Feuerungsholzsammler und ging in denjenigen Theil des Berges, wo der Dachs verweilte, denn er wusste wohl, wie dieses böse Wesen zu behandeln sei. Als er daselbst wanderte, kam der Dachs von seiner Höhle aus und fragte ihn, was er machte. Der Hase antwortete: „Ich wünsche etwas Unterhölzer und Gräser zu sammeln, willst Du auch mit mir kommen?“ Jawohl, das wollte ich auch, ich werde gern mit Dir gehen.“ Und so gingen sie tief in den Berg hinein, die Feuerung sammelnd. Als der Dachs viel Unterhölzer und Gräser sammelte und diese auf seinem Rücken zusammenlud, kam der Hase von hinten, machte Feuer, und warf es auf die Last. Die Last war ziemlich gross, so dass der Dachs hinten gar nicht sehen, noch zuerst die Hitze des Brandes fühlen konnte. Er hörte blos das Geräusch des Brandes und fragte den Hasen: „Was ist das Geräusch, das wir hören?“ „Das ist das Feuer der Wildniss, das in einigen fernen Bergen brennt“ — antwortete der Hase. Aber bald fühlte der Dachs eine grosse Hitze auf seinem Rücken, und zum ersten Mal sah er, dass er selbst in dem Brand war. Erschrocken floh er rasch weg. Der Hase kam ruhig zu dem alten Wohlthäter und erzählte ihm die ganze Geschichte, der damit getröstet war.

Nach einigen Tagen bereitete der kluge Hase ein Paar Pflaster aus Pfeffer und Senf zu, verkleidete sich als ein Arzneiverkäufer und ging in den Berg. Da traf ihn der halbverbrannte Dachs von Wunden bedeckt und wünschte, er möchte etwas Heilmittel für dieselben geben. Der Hase gab gleich dem gutbestraften Verbrecher diese Pflaster und verschwand. Der Dachs damit ganz erfreut, legte diese Heilmittel rasch auf seinen verwundeten Leib und erfuhr nun gerade die schlimmste Art Schmerzen. Er konnte nun wegen der ver-

grösserten Pein kaum gehen. Langsam und vor Weh schreiend, wälzte er sich bis zu dem Ufer eines See's, um sich dann zu baden. Der Hase, der diese Weile sich in einer Verbergung gehalten und ruhig alles beobachtet hatte, kam wieder zu dem Alten und erzählte ihm die ganze Geschichte.

Nach einiger Zeit ging der Hase als ein Bootsmann verkleidet zu dem Ufer des See's, wo der Dachs sich badete. Er war theils geheilt und wieder gesund, aber er fühlte sich einsam und langweilig. Also als er den Bootsmann sah, fragte er ihn, ob er mit ihm auf dem See rudern dürfte. „Jawohl," sagte der Hase und setzte fort: „Wollen Sie auch eine Regatta machen, dann werde ich gleich ein Paar schöne Boote schaffen und hierher mitbringen." „Das ist schön," sagte der stolze Dachs, „ich will darauf warten." So sagte der Hase ihm Adieu, lief zum andern Theil des Ufers und baute zwei kleine Boote, das eine aus Erde und das andere aus Holz. Mit diesen Booten kam er zu dem Dachs zurück, gab ihm das irdene, welches aber hübscher als das hölzerne erschien, und sagte: „Wer zuerst bis zum Mittelpunkt des Sees rudert und die Seite des Bootes mit dem Ruder klopft, der gewinnt das Spiel. Der Dachs, der über sein Boot sich freute, stimmte dieser Bedingung überein und bereitete sich für das Rudern vor.

Nun war er fertig und die beiden Ruderer verliessen gleichzeitig das Ufer. Das Boot des Dachses fuhr immer fort und fort, aber das des Hasen gleitete nicht so gut. Der siegsüchtige Dachs, ermuthigt durch den Erfolg, strebte noch mehr und kräftiger. Bald erreichte sein Boot den Mittelpunkt des Sees, indem jenes seines Mitruderers noch weit hinten blieb. Der Gewinner schrie sein „Gewonnen!" laut aus: „Ich hab's gethan!" und zugleich klopfte er mit dem Ruder an das Boot. Siehe da! Das irdene Boot zerbricht. Der rettungslose Dachs sinkt damit in die Tiefe hinein und verschwindet. Der Hase sah das, kam zu dem alten Mann zurück und erzählte ihm die ganze Geschichte, der dem Helfer viel Dank sagte und sich tröstete.

Und so endet die Geschichte.

Der Dachs und der Hase.

I.

Die Form, in welcher Kodera nns die obige Fabel überliefert, ist echter und vollkommener, als eio eich bei Mitford und Braune findet.

Das Thier, welchoe er und Mitford Dachs nannten, heiest Japanisch Tanuki. In dem von Hintze herauegegebenen „Alt und neu Japan" (3. Ausg. Leipzig. Spamer p. 76) wird das Thier, welches häufig in Japan vorkommt, „Viverrenhund" (canis viverrinus) genannt, aber ane der Schilderung von ihm, „daee er wie der Fuchs Höhlen gräbt, aus denen er bei Nacht zum Vorschein kommt", erkonnt men echon eher den Dachs. Bei Kämpfer 1. 143 iet Tanuki „ein schwarzbraunes Thier, hat ein Maul wie ein Fuche nnd scheint oine kleine Art von Wölfen zu sein." Aber mit Recht haben ihn Kodera nnd Mitford als Dache wiedergegeben, denn sein Namo selbst wird daraue gedeutet; denn dess Dachs sich, wie Jacob Grimm meinte (D. Gr. II. 40 Grimm, Lex. 2. 666), von dehsen graben ableitete, iet nicht wahrscheinlich. Dehsen ist wenig verbreitet und das echon vor Chrieti Goburt in lat. Schriften vorkommende taxo, taxoninus, franz. taisson, ital. tasso, spen. tasnjo kann unmöglich daher geleitet werden, aber die Meinung Hehne (Kulturpflanzen und Hausthiere p. 543), welcher es ale „Drecheler" deuten will, iet noch unwahrscheinlicher. Die bei nne herrechenden Namen dee Dachses schreiben sich offenbar aus den Eigenechaften her, die man nementlich am Dache bemerkt.

Besonders im worthvollen Gebrauch bei dem Volk war eein Fett. Daranf geht das Wort des Serenne Sammonicus, dase „nicht zu verachten das Fett. von dem Thier, dem Meles gespendet". Dem verdanken wir auch die Erwähnung im Recept dee Marcellue Empiricus (cap. 36). „adipie taxoninae" und dass Afranius bei Isidor (20, 2) von Nährung durch Dachsfett redot. Es wurde in der Medicin zu allen Zeiten gebraucht. Conrad von Megenberg erzählt, dess man damit „der niern smerzen vertreibt nnd der glider Siechtum". Hans Sachs epricht davon; im Aberglauben kommt ee vor; wenn man dio Souliere eines Mädchene mit Fett eines Dachses bestreicht, so kommen alle Hunde herbei (vgl. Sebillot: Tredit. de la haute Bretagne II p. 93).

Ee gilt noch immer „ale Heilsalbe für gebrochene Glieder: Lahmen, Schwechen und Podegristen wird ee applicirt".

Daher kommt eein Name grisard im Französischen von graieee, Engl. grease, Fett. Daher echreibt eich auch der Name Meles, den man mit Unrecht ihm absprach; Salmasius begann damit, indem or die Stelle des Plin. und Solinus, dass der Leocrocottas das Haupt von Dachsen hat (capite melium), von Ratten erklärt (Exorcit. Plinian. p. 710 zu Solin. p. 58). Der Leocrocottas iet ein so fabelhaftes Thier, wie sie auch in

dor Phantasie der Chinesen und Japaner waren, von denen der Kaitsu den Kopf eines Fuchses oder Tanuki hat. Jede Erwähnung, die im Alterthum von Meles vorkommt, passt auf den Dachs. Denn sein Name ist offenbar vom Fett bekannt, wozu das griech. πιμελής fett zu vergleichen ist (cf. pima Hiob. 15. 29. Fett.)

Sehr interessant ist der englische Name Badger; das Wort ist aus Bladarius entstanden, hiess ursprünglich Bladger aus franz. Bladier, welches dann in's französische Blaireau übergegangen ist. Er bedeutet wörtlich einen Kornhändler (von Bladum, fr. ble). — Smythe Palmer (Folk Etymology London 1882. p. 18) hatte freilich Recht. Die falsche Analogie von Badger Dachs abzulehnen, wenn man blos an die Bedeutung von Kornhändler denkt — und Brachets (Dictionn. Etymol. p. 92) dass Blaireau der Dachs heisse, weil der Dachs Getreide frist — ist ebenso falsch, als man sonst Meles von mel ableitet, weil er auch Honig speist (wobei noch die Metrik entgegen war), denn Getreide ist gar nicht seine besondere Speise. Es ist doch offenbar, dass, wonn Engl. Badger und Franz. Blaireau dieselbe Ableitung haben, wie Badger, Bladaius — dies nicht gefällig sein kann. Der Namo Badger (Blaireau) für Dachs kam aber aus einer entwickelten Bedeutung, welche Badger angenommen. Es hiessen so die Höker (higglers), hucksters) die Pedlars, welche, wie Halliwell hat (Dictionary of archaic and Prov. words 1. 132) „Eier, Butter etc. einkaufen), um sie auf den Markt zu bringen.“

Ein Badger ist oin Höker, welcher alles kauft, alles gebrauchen kann, mit allem Geschäfte macht, grade wie der Dachs, der Alles frisst, was er kriegen kann. Die Dachsin, um ihre Junge zu füttern, nimmt Wespennester und Honig, dringt in die Kaninchenhöhlen, fängt junge Hasen, Feldmäuse, Schlangen, Heuschrecken, Vogeleier u s. w. Davon hat sie der beobachtende Landmann sicher Badger genannt.

Es war eine geistreiche Bemerkung, welche Webster machte, als er Badger in seiner Doppelbedeutung mit Broker, was auch Höker heisst, den Namen Brock verband, was englisch (alt und neu), dänisch, gälisch der Dachs heisst (alt franz. frocins), aber Broker ist nicht Brok und ist nur englisch, während Brok eben weit verbreitet ist. Es ist vielmehr mit Veränderung des b. und t. nichts anders als das griechische Τροχός — aber, dies ist auch nicht, wie Hehn meinte, als Läufer zu verstehen. Trochos ist zumal als eine Scheibe, Rundung, Hügel von Wachs oder Fett, wie es in Homer vorkommt (Τροχός στέατος) Odyss. p. 183. etc.) zu verstehen. Die Alten brachten Käse, Wachs und Fett in Kugelform zu Markte. (vgl. Duncan. ed. Ross. p. 1117.) Der Dachs aber soll, wenn er verfolgt wird, sich wie eine Kugel zusammenrollen und nach Bärenart von Höhen und Felsen herabstürzen. Ebenso liegen sie zusammengerollt auf dem Bauch, den Kopf zwischen den Hinterbeinen, so dass sie wie eine Kugel von Fett aussehen, das im Herbst oft drei Finger hoch auf dem Rücken liegt.

Von ihrem Eingraben in die Höhlen kommt der nordische Name Graving, Graevling, Gräffvin.

Bei den Magyaren heisst er borz (Russ. barsuk, Poln. Borssuk wie bei Tataren, Baschkiren, Kirgisen); ich darf vermuthen, dass das Wort mit den Magyarischen Formen für Frieren, Frösteln zusammenhängt. Der Dachs ist ein sehr frostiges Thier. Man hat beobachtet, dass, wenn man sie im Hause erzihet, sie nicht von der Stätte des Feuers wegbringen kann und sie kommen dabei der Gluth so nahe, dass sie

sich die Füsse verhrennen*). Daber gehen sie, wenn es friert, nicbt mehr aus ihrem Bau herans und zehren von eigenem Fett.

Endlicb kommen wir zu dem eigentlichen Namen des Dacbses. Man schrieb ihm einen scbarfen Biss zn; sie lassen nicht los, wenn sie sich verhissen haben. Conrad v. Megenberg (ed. Pfeiffer p. 134) nennt seinen Biss „sogar schädlich und swaer").

Albertus Magnus sagt (De animal. Venetiis 1519, fol. p. 175), „er bat znweilen vergifteten Biss, aber nicht immer"; das kommt daher, fügt Voss binzu, dass er kriechende Thiere, aucb vergiftete, zu fressen pflegt.

Die Ableitung des Namens geht in das Indogermanische znrück. Dakos wird sowohl ein Thier genannt, was giftigen Biss hat, wie der Biss selbst (vgl. δάχη, δάχετον); dax heisst bissig, es kommt dies von δάχνω, beissen; im Sanskrit daç, danc. Dass Tanuki (Tank) damit zusammenhängt, ist ersichtlich. Die Japaner baben denselben Ausdruck für den hissigen Dacbs, wie wir und die Romanen.

Es ist der Dachs ein rechter College der Füchse. Er baut Höhlen wie diese, wohnt mit ihnen auch zusammen, wenn auch beide im besonderen Kessel, obwohl er sich auch gefallen lassen muss, durch den Unrath des Fuchses, den er nicht leiden kann, ausgetrieben zn werden.

Eben darum schreiben ihm aucb die Japaner die tenflische Natur des Fuchses zu Katzen, Füchse und Dachse sind zumal dämonische Thiere, deren Gestalt die Rakschasa's, höse blutgierige Geister, annehmen. Sie balten den Fuchs für den Träger alles Bösen (vgl. Genji Monogat. p. 80), scbreiben ihm Macht über den Menschen zu. Charakteristisch ist die Fabel Bnddha's vom Löwen und Fuchs (vgl. Bigandet: Legende de vie du Godama. Paris 1878 p. 382), worin der Vater Löwe zu Löwe junior sagt: Mein Sohn, der Fuchs ist ein Thier voller List und Bosheit; ohne Glauben, ohne Ehre, jeder Gattung finsterer ergeben und immer verwickelt in Politiken Unternehmungen.**) Dasselbe glaubten aucb die Japaner vom Tanuki.

In einem schönen Märchen, das Mitford mittheilt, beweist ein junger Prinz seine Klugheit, dass er sich nicht durch ein reizendes Mädchen verführen lässt, der beinahe seine Gefährten verlockt hat. Er schlägt ihr plötzlich den Kopf ab. Der Begleiter, der das nicht versteht, zeigt es seinem Vater an. Dieser fragt erstaunt nach dem Grunde einer solchen Gewaltthat. Der kluge Jüngling sagt, man solle hinschicken und nachsehen, oh man dort ein todtes Mädchen finden würde. Man fand keines, sondern einen enthaupteten Dacbs, der sich in das Mädchen verwandelt hatte.

In unserer Fahel nimmt er ganz die Rolle des Teufels und der Hexen ein; während der gute Bauer die Wünsche hat, dass sein Acker gedeihe, stellt er sich dazu ihn zu verwünschen —; grade wie Bileam gerufen wird vom Moabiterkönig, um Israel zu verfluchen, wie die Hexen dem Vieh nnd dem Acker der Nachbaren schaden sollten. (Vgl. Grimm Mythol. p. 1025.)

Merkwürdig ist, wie der Bauer zuerst den Dachs bestraft. Er bestreicht den Sitz des Dachses mit Leim, der festmacht. Der Dachs nimmt überhaupt in der Fabel ganz die Stelle des bösen aber dummen

*) „Animal frigidnm est nnde et hiberno tempore si occasio datur pene prunis incubat. Voss, Idololatria lib. III. p. 1117.

**) Ueber die Sage von Reineke Fuchs handeln wir ein andres Mal.

Teufels ein. Er setzt sich wirklich und klebt an, was weniger in der Esthn'schen Fabel (Grimm Mythol. 979), wo sich der Teufel binden lässt, um neue Augen zu bekommen, sondern vielmehr in der neckiischen Geschichte eine Parallele hat, bei denen der Teufel durch einen Schmidt auf magische Weise festgehalten wird. In der Oberpfalz bannte der Schmidt die Teufel in einen Sack und hämmerte auf sie unbarmherzig mit dem Hammer und den schlimmsten zwängte er auf einen Baum und liess ihn hungern (Panzer Mythol. 2. 201).

In Schwaben hatte sich der Schmidt von Schnitabach dem Teufel verschworen. Als aber der Teufel kam, liess er ihn niedersitzen; damit war er festgebannt; ebenso machte er einen Andern auf einem Baume und den Dritten in einem Beutel fest, wobei es den dummen Teufeln so schlecht ging — dass sie dann, als er in die Höllo sollte, dem Schmidt die Thür vor die Nase zuwarfen, denn den wollten sie nicht bei sich haben. (Birlinger Volksthümliches aus Schwaben 1. 366.)

Die Lithauische Sage hat etwas andere Färbung (Schleicher, Lithauische Märchen etc. Weimar 1857 p. 108.) Der Schmidt empfing die Gaben des Sessels, des Baumes und des Sackes, welche fest hielten, von drei feinen Herren, von denen Einer der Apostel Petrus war. Dieselben Geschichten werden, um Anderes zu übergehen (cf. Wonzig westslav. Märchenschatz. Leipz. 1857 p. 173. Rochholz, Aargauische Sagen 1. N. 65. Vernaleken Mythol. 89 etc.), in der Picardie erzählt in doppelter Version (vgl. Carnoy Literat. Orale dela Picardie. Paus 1883 p. 67 etc.). Hier sind die Spender Le bon dieu und Petrus. Die Namen der drei Teufel sind Jean Marie Diable, Delicoton, Courantessee. Auch sind hier Sessel, Baum und Sack die Gelegenheit zur Bestrafung des dummen Teufels. Ueberall ist es ein Schmidt und das führt zum Ursprung der Sage, den Grimm (Mythol. 963) auf falscher Fährte sucht. Das Urbild des Schmidt's ist der alte Gott Hephaestos, der zuerst die Kunst offenbarte durch geheime Fesseln auf dem Sitz festzuhalten, was er seiner eigenen Mutter Juno anthat. Die Geschichte war von Pindar und Anderen besungen worden (Vgl. Preller gr. Mythol. p. 118 not.) und in Bildern dargestellt (Vgl. namentl. Pausan, 1. 20. 2 in Athen).

Die Vermehrung der Instrumente der Fesselung entwickelte sich aus der Dreiheit der Teufel, die der heiligen Dreieinigkeit gegenüber stand. Interessant dabei ist Folgendes: Das Urbild des hinkenden Teufels ist Hephaestos selbst —; in der Sage des christlichen Volkes ist er getheilt; der Schmidt macht hier den Teufel (gleichsam Hephaestos selbst) fest, um ihn zu strafen.

In der Japanischen Erzählung hat dieselbe Geschichte noch sehr naive Art. Guter Leim. der den Dachs fest hielt, ersetzt die Zauberei.

In einer Sage, die Mitford und Brauns mittheilen, wie der Dachs durch die Güte eines aufrichtigen Asketen so gewonnen wird, dass er alles für ihn zu thun bereit ist — ja statt Geld zu stehlen, solches für ihn mühsam erwirbt.

Es soll damit gelehrt werden, dass selbst Tanuki's, wie sonst Füchse dankbar sind.

Eine besondere Geschichte ist die vom Theekessol, den einst ein Priester fand, der aber, als das Wasser bei seinem ersten Gebrauch warm wurde, plötzlich Kopf und Schweif und die vier Beine eines Tanuki sehen liess, der sich in den tollsten Sprüngen erging. Zuweilen verschwand er wieder; man gab ihn Anderen, damit der Kessel vor

Lenten seine Künste sehen liess. Man verdiente viel Geld damit. Als er später wieder in den Tempel zurückkam, ward er der alte stille Theekessel wie zuvor (Mitford p. 175. Brauns p. 43.).

Ein Commentator des Taittiriyasamhita versteht unter Jahaka einen in Höhlen lebenden Kroshtar (Fuchsart), wie ich aus Zimmer: Altindisches Leben p. 86 entnehme.

Es mag wohl der Dachs sein.

Noch bestimmter, glaube ich, grade um der dämonischen Bedeutung des Dachses wegen in dem Zairinjagura des Avesta, der auch Zairinjaka im Spott genannt wird, den Dachs zu erkennen. Das Thier ist bei der Nacht thätig und tödtet viele von den Geschöpfen des Mazda und ist deshalb so verhasst, dass er sogar als ein Daiva bezeichnet wird, dessen Tödtung ein grosses Verdienst ist und Nachlass der Sünden bewirkt. Sein Name bedentet Höhlenfresser, cf. Wilh. Geiger: Ostiranische Kultur. Erlangen 1882. p. 160.

Im zweiten und vierten Buch Mose kommt der Gebrauch von Decken vor aus dem Fell von *tachasch* (tahs, tachs) und zwar kommt merkwürdiger Weise im 4. Buch Mose, wo es Cap. 4 allein gelesen wird, der Singular vor *or tachasch*, während im 2. Buch (Cap. 25.5—26, 14—35, 23—39, 14) die Mehrheit gebraucht ist, nämlich *orot Tachaschim*. Ueber dieses *Tachasch* hat sich nun bei den Auslegern ein langer unnützer Streit erhoben. Man hat sich durch die talmudische Auslegung eines im Targum vorkommenden Wortes seit Urzeit verleiten lassen, um, wo ein Thiername offenbar vorhanden ist, etwa, wie der sonst so tiefe Bochart that, an eine Farbenbezeichnung oder wozu gar keine Veranlassung vorlag, an Seehund, Seekuh etc. zu denken. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass wir *in tachasch* (tachs) das alte taxo, Dachs in uralter Originalität vor uns haben. Da von Fellen geredet wird, so muss ein Thier genannt sein, was namentlich auch aus dem Wechsel von Einheit und Mehrheit hervorgeht. Der Grund, weshalb zu den Decken im Stiftszelt zumal Dachsfelle gebraucht werden, hätte nicht übersehen werden sollen. Das Dachsfell ist so dauerhaft fest, dass Regen oder Nässe nirgends durchdringen können. Man macht daher noch in neuerer Zeit daraus Ueberzüge von Koffern, Ranzen und Gewehrüberzügen. Das Wort kommt noch einmal im Propheten Hesek. 16. 10. vor: „Ich habe Dich beschuht mit *tachasch* d. h. ich habe Dir festes, wasserdichtes Schuhwerk gegeben.“ Fusssäcke werden noch heut aus Dachsfellen gemacht.

Der Targum übersieht es durchgängig mit *Sasguna*, was gar nichts anderes bedeutet, denn es muss mit Umstellung der Buchstaben gelesen werden *sagsonuna* d. ist taxoninns, von taxo. Da man dies nicht verstand, verfiel man auf eine wunderliche Etymologie, durch welche bunte Farben gedeutet wurden.

Dies wurde freilich unterstützt durch die seltsame Erklärung des Wortes in der griechischen Uebersetzung der Lxx, wo es als „*ὑακίνθινος*“ gedeutet wird. Diese Glosse wird aber verdankt einer eigenthümlichen Homilin, welche im Midrasch enthalten ist und deren Alter hierdurch hervortritt. Es war nämlich den frommen Auslegern entgegen, dass von einem unreinen Thiere die Felle genommen sein sollten und daher wollten sie es durch Farben deuten. In Jerus. Sabbat 9. 2. Hal. 3. erklärt R. Elasar das Wort als *teinin*, was eine irrige Lesart ist. Dies ersieht man aus Midrasch Koheleth. 63a, wo statt dessen gelesen wird *altnin*, nämlich *ἀληθινός*, was bei den

späteren Griechen coccinens bedeutet (cf. Reiske ad Const. Porphyr. de ceremon. ed. Bonn p. 753). Dafür hatten die Lxx hyacinthinus gesetzt. Wir kommen darauf anderswo zurück.

In der indianischen Sage der Chippewas vom Manabozho wird (vgl. Müller Gesch. der amerikan. Urreligionen p. 131) ein Dachs aufgeführt, welcher dem Helden einen Theil der Schlangen überwinden half. Allerdings frisst der Dachs Schlangen sehr gern und auch die giftige Kreuzotter schadet seinem guten Magen nichts, wie Brehm ausdrücklich bemerkt.

Es erinnert an seine Verwandtschaft mit dem Fuchs, durch welche ihm die dämonische Natur in Japan beigelegt wird, auch die lauernde List, welche den Personen, die von ihm benannt waren, in der Tristansage eigen waren. Ich habe schon früher bemerkt (Aus Lit. und Symbolik p. 98) dass der Zwerg Melot, der Tristans Lug aufspürte, wenn nicht den Dachs selbst, so doch den Dachshund bedeuten muss (meles, melotus), daher er auch in den französischen Versionen frocin heisst, was nämlich das oben besprochene Brok im englischen und dänischen ist.

Es gehört besondere Klugheit dazu, wie sie der Dachshund braucht, um dem Dachs in seinen Gängen nachzuspüren.

II.

In der Japanischen Sage wird aber der Dachs — wie auch sonst dem Fuchs passirt — von dem Hasen an Klugheit übertroffen, — auf welchen wir nun eingehen wollen.

Allerdings hat Brehm (Illustrirtes Naturleben 1. 488) nicht Recht, wenn er sagt, dass weniger bekannt am Hasen sei, „die grosse List, welche sie sich aneignen und mit zunehmendem Alter auf eine wirklich bewunderungswürdige Höhe steigt." Auch ältere Naturforscher haben die ungemeine Kunst beobachtet, in der sie sich zu retten oder zu verbergen suchen. Xenophon (Von der Jagd 8. 3) sagt: „Er ist gewohnt, durch seinen Gang mit List zu täuschen. Aelian (Thiergesch. 6. 47.) bemerkt, „so betrügt das Thier durch natürliche Klugheit die Menschen auf die listigste Weise", anderswo (cap. 13. 15.) sagt er, „der Hase versteht sich auch auf die Winde und die Jahreszeiten, denn er ist ein kluges Wesen und auch sonst nicht ohne Anmuth."

Sehr nette Beiträge zur Geschichte ihrer List und ihrer pfiffigen Eigenschaften finden sich in der lustigen Schaubühne (Nürnberg 1690. p. 249) unter anderem „sie meideten auch alle niedrigen Reiss und Zweiglein, damit ihre Haare nicht etwa daran hängen bleiben, den Spürhunden zum Geruch. Wenn ihnen die Hunde nachsetzten, verbergten sie sich gern unter den Erdklossen, die ihrer Haut gleichfarbig." Allerdings die deutschen Sprichwörter haben darauf keinen Bezug, vielleicht das drollige Rechtssprüchwort: „Schulden sind keine Hasen" (Graf u. Diethers D. Rechtssprüchw. p. 236) denn sie laufen nicht fort, — und zwar den Hasen helfen ihre listigen Streif- und Querzüge, — aber dem Schuldner nicht, umsomehr haben aber die Völker des Ostens ähnliche Vorstellungen von der List und Täuschung der Hasen, wie sie im japanischen Märchen vorkommen.

Sehr nett ist namentlich eine von Bleek aus Boilats Grammaire de la langue Woloff mitgetheilte (Reineke-Fuchs in Afrika p. 144). „Der Hase, der das schlaueste Geschöpf auf Erden ist, kam zum Schöpfer und bat ihn, er möge ihn noch ein wenig geriebener machen." Geh, geh, sprach dieser, erst fülle deine Kalabasse mit lebendigen Sper-

lingen. Der Hase legte sich an einer Quelle nieder und sann. Als der Tag sich neigte, kamen alle Vögel um davon zu trinken, znmal die Sperlinge, die sich sehr ergötzten. Der Hase denkt bei sich: nun ist's Zeit. Er sprang auf und murmelt halblaut vor sich hin: „Ja — nein — nein nnd doch — o nein! verzeiht! nie und nimmer! es geht nicht, es ist nnmöglich; und doch! oh! Verwundert fragen die Sperlinge, was er denn habe! Da sprach er, er habe eben berechnet, ob es möglich sei, dass alle Sperlinge in seiner Kalabasse Platz hätten. Gewiss, war die Antwort, wir sind ja so klein. Damit schlüpfte Eins nach dem Andern in die Kalabasse. Der setzt rasch den Deckel auf und eilt damit zum Thore des Schöpfers. Der aber sprach: Wollte ich Deinen Verstand noch vermehren, so würdest Du ja die Welt umkehren." Natürlich rächt er sich vor Allem an seinen Erbfeinden, dem Löwen, dem Wolf, dem Dachs und zumal dem Fuchs nnd nicht ohne Bosheit, einen Zug, den auch die neuen Naturforscher znerkennen. „Genaue Beobachter, sagt Brehm, nennen des Hasen geradezu boshaft und unfriedlich im höchsten Grade."

Das thut die Afrikanische Erzählung lebendig dar. Zum Verderben der Thiere schliesst er mit dem Löwen einen Bund. Dann verdirbt er ihn selbst. Er sagt zu ihm: „Komm, lass uns ein Haus banen." Der Löwe zu fanl um selbst zu arbeiten, begnügt sich den Hasen gewähren zn lassen. Der Hase verflicht den Schweif des Löwen so geschickt mit den Pfählen und Binsen der Hütte, dass er für immer fest sass. So liess er den Löwen vor Hunger umkommen, dann zog er ihm die Haut ab, vermummte sich als Löwe — bis es dadurch herauskam, dass der Schlane so thöricht war sich seiner Schlauheit zu rühmen.

Das Zeichen und die Folge seiner Bosheit war die Scharte an seiner Oberlippe. Die Afrikanische Sage erzählt den Grund derselben. Der Mond stirbt und wird wieder lebendig, dasselbe wollte er den Menschen sagen lassen nnd sandte den Hasen zu ihnen, der sagen sollte: Wie ich sterbe und wieder lebendig werde, so sollt auch ihr sterben nnd wieder lebendig werden. Der Hase aber ging und sprach: Wie ich sterbe und nicht wieder lebendig werde, so sollt auch ihr sterben und nicht leben. Als der Mond hörte, was er für eine Botschaft gebracht, nahm er einen Stock und schlug ihn auf den Mund. Da entstand die Hasenscharte. (Bleek, p. 55.)

Daher, wo die Mongolische Sage (Jülg. Mongol. Sagen. p. 180) von einem klngen aber gnten Hasen erzählt, sagt sie, es war ein Hase „dessen Oberlippe ohne Scharte" war. Dieser betrog einen Wolf, um ein Lamm zu retten. Er hatte es in Noth und Gefahr gefunden — und wollte es zu einer Heerde bringen. Ach, sagte dieses, wenn die Wölfe kommen, wirst du mich nicht retten. Lass das gut sein, sprach Jener, wir wollen sehen; auf dem Wege fanden sie ein Weberschiffchen, ein Stück rothen Zenges nnd ein Blatt Papier. Nehmen wir das mit. Sieh! da kam ein Wolf — und der Hase sprach lant zum Lamm: Rüste meinen Thron auf, lege die rothe Decke anf, reiche mir das Papier das am 15. vom Vollmond an mich gerichtet ist. Dann las er laut ein Brief: „Allerhöchsten Befehl vom Gott Churmista (Indra) an den ausgewählten ehrsamen Hasen. Gegenstand des Schreibens: Von tausend verderbenbringenden Wölfen will ich die Felle geliefert erhalten." Dabei richtete er die Ohren in die Höhe und sah den Wolf an, als wollte er ihn verfolgen. Dieser durch die Worte Indra's erschreckt

ergriff die Flucht. So rettete er das Lamm und brachte es in Sicherheit nach Nepal. —

Eine russiche Sage, die aber viel derber, stellt zwar die Klugheit, aber nicht den Charakter des Hasen ins beste Licht. Er steht mit der Füchsin in unerlaubtem Verhältniss. Der Fuchs hasst ihn und will ihn greifen, aber er betrügt ihn doch und begeht die Untreue. Der Fuchs jagt ihm wüthend nach, da hatte er sich wie ein Mönch verkleidet. Der Fuchs frägt ihn: Hast Du nicht den Hasen gesehn? Wen meinst Du, fragt Jener, den, der bei Dir sein Wesen treibt. Ah, ruft der Fuchs aus, hat es der Schuft schon in allen Klöstern verbreitet. So listig der Fuchs, der Hase hat ihn doch untergekriegt. (Contes populaires russes Geneve. Imprimerie Russe (In russ. Sprache. p. 1.)

Wie hier als Mönch, so wird er im Reinardus (cf. Grimm Reinhart Fuchs p. CCXXXVI cf. p. LXXIV) als Hofgeistlicher darstellt, der das Pilgergeräth hergiebt.

In einer niedlichen Oldenburgischen Sage zeigt sich gleichfalls, dass der Hase klüger als der Fuchs ist. Ein Bäckerjunge trug Weissbrod. Der Fuchs hatte Appetit darauf. Der Hase sagte: Dir soll geholfen werden. Ich lege mich schlafen. Wenn der Junge mich sieht, wird er mich greifen wollen, ich laufe, er wird mich verfolgen; unterdess holst Du das Brod.

Nachher lüstete den Fuchs nach Fleisch — und sah den Hasen bedenklich an. Da sprach der Hase: Ich esse keins, aber ich will Dir helfen. Stecke in den Teich Deinen Schweif, es friert — die Fische suchen Luft, hängen sich an Deinen Schwanz, da hast Du die Fülle. Der Fuchs that so, fror aber selber ein und konnte nicht heraus. Da setzte sich der Hase vor ihn hin und sprach: Das heisst angeführt. (Strackerjans Abergl. und Sagen aus Oldenburg n. 380. II. p. 94.)

In einer mongolischen Sage zeigt er auch seine geistige Ueberlegenheit über den Tiger (Jülg p. 156) obschon grade in Indien der Tiger sein ärgster Feind ist; Zimmer p. 84, führt den Vers aus dem Rigveda an „Der Hase verschlang das Scheermesser, das ihm abgewendet lag; mit der Erdscholle zerspaltete ich (Indra, der Freund des Hasen) den Fels aus der Ferne; den Gewaltigen will ich dem Geringen unterwerfen.“ (Altindisches Leben p. 84.)

Besonders interessant ist seine Stellung zum Elephanten, auf die wir bald eingehen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass unter diesen Hasensagen im guten und bösen Sinn eine Abbildung des Priesterthums nach Anschauung des Volks gegeben ist. Was das Volk überall vom Priester spöttisch und herzlich zu sagen hatte, findet sich da: der Priester ist unbewaffnet, ist aber geistig überlegener und Löwe und Tiger lassen sich beherrschen. Der Hase verstellt sich daher als Mönch und man rechnet ihm daher wie in Russland, das als Sünde an, was man allenfalls den Pfaffen auch in Deutschland nachsagte. Man kann die, welche er überwindet, nur nicht recht bedauern — es sind Füchse, Wölfe, Tiger — und er wird von ihnen mit allem was er hat, aufgefressen, wenn er seinen Geist nicht geltend macht.

Im höchsten Sinn stellt dies eine buddhistische Fabel dar — in welchem Buddha selbst der Hase ist. In seiner früheren Existenz hatte dieser als Hase mit Fuchs und Affen gelebt, da sei Indra als Greis zu ihnen gekommen, um sie zu prüfen, und um Nahrung zu bitten. Affe und Fuchs kamen gerade mit einem Raub; der Hase kam leer; er

hatte nichts genommen. Als nun Indra ihm Vorwürfe machte, liess der Hase ein Feuer anzünden — warf sich selbst hinein und bot sich ihm als Nahrung an. Da habe Indra ihn zum Lohne in den Mond gesetzt — daher die Freundschaft Indras mit dem Hasen. Damit hängt wohl zusammen, was man von der Gründung Kandy's auf Ceylon berichtet, dass ein Hase vom König auf der Jagd verfolgt, die Stelle zum Neubau angegeben habe (Ritter Erdkunde 6. 200), wie sonst auch in deutschen Sagen Thiere die Stellen angeben, wo Bauten entstehen.

Der Name des Hasen hat wenig mit diesen Vorstellungen zu thun. Er zeigt überall, dass er von seiner eigentlichen Kraft, vom Laufen benannt ist; da dies noch nicht hinreichend bemerkt ist, füge ich einiges hinzu.

Dass das griechische lagos und lat. lepus eins sind, (nur mit vertauschten Consonanten) ist längst anerkannt. Es waren Träumereien alter Gelehrten, welche, wie Caelius Rhodiginus Lagos von λάειν sehen, ableiten wollen, weil sie Eros von ὁράω sehen erklärten. Beides ist irrig (vgl. E. Francisci lustige Schaubühne 1. p. 248). Die Thiernamen gehören oft der allgemeinen Menschensprache mehr an, als der besonderen, unter denen man sie findet. Nicht an lagos. sondern an lepus knüpft sich die Erklärung an; lepus hängt mit gothisch hlaupan, altsächsisch hlopan, laufen, zusammen. Leper heisst Esthnisch ein Läufer, Lepus ist der Laufende. In *arnebeth* dem hebr. Wort für Hase ist, wenn der Vorschlag *a* abgenommen wird das Indogermanische Rennen (*renebeth*) zu erkennen Das deutsche Hase hängt mit Sanskrit çaç springen zusammen, wovon auch der Indische Name für Hase çaça kommt. Die Lacedämonier nannten ihn Tachinas den schnellen (Aelian 7. 47). Bei Hesychius heissen sie ebenso anroi nämlich schnell (wie Lobeck bewies Aglaopham, p. 848 not.) Ein Hasenname im Mittelalter ist Galopins der Läufer. Den Namen Guttero kann Grimm (Reinhart Fuchs p. CCXXXVI) nicht deuten. Gutter, Goter ist altenglisch Rinnen, Regnen, wie gutta mittellat. ein Gerinne — figürlich einen „Fluss" (Catarrh) bedeutet. Der Name wird daher soviel wie Renner, Läufer, aussagen. Auch Magyarisch nyul Hase hängt mit nyargal, laufen, rennen, zusammen. Das Rennthier heisst nyargalocz.

Die Slavischen Namen (Russ. Saez, Saiz; Böhm. Zagic; Serbisch Sajaz; Lettisch Sakkis) hängen mit dem Indischen çaça zusammen und entsprechen auch dem Japanischen usagi. Die Alten haben nicht blos irrig lepus mit levipes zu verbinden gesucht — sondern auch mit lepor. Schönheit, Anmuth. Damals entstand die Meinung, dass wer Hasenfleisch gegessen habe, sieben Tage schön sein soll: (Lamprid. Alex. Sever. 38. wo auch das neckische Epigramm an die Gellia citirt wird, das von Martial verfasst ist: „Wenn Gellia nämlich meine, dass Hasenfleisch schön mache — so habe sie sicher noch keins gegessen." Aber die Alten haben den Ursprung des Aberglaubens im Wortspiel zwischen lepus und lepor nicht bemerkt, sonst würde Lampridius für schön nicht pulcher, Martial nicht formosus, sondern lepidus, was Anmuthig bedeutet und das Adjectiv zu dem Hauptwort lepor Schönheit ist gebraucht haben. Auch Plinius (28. n. 260 ed. Sillig) hat den Grund nicht verstanden. Er sagt: „Das Volk meine, man könne Anmuth (gratia) für den Körper auf neun Tage durch Hasenfleisch empfangen; in einem frivolen Scherz, dem doch aber ein gewisser Grund beiwohnen müsse bei solcher Ueberzeugung (in tanta persuasione)." — Rochholz (Naturmythen p. 265) erinnert dabei an ein Wort Ulrich von Huttens,

welcher im Gesprächsbüchlein vom Fieber sagt: „Wenn er einen Hasen isset, meint er bald hübscher davon zu werden.“ Auch Erasmus Francisci that dessen Erwähnung (Lustige Schaubühne 1. 249.). Dagegen finde ich bei Bochart (Hierozoicon 1. 997) schon die rechte Vermutung angedeutet. Sie findet sich auch bei Talentonius (de rebus vanis et reconditis lib. 3. cap. 2).

Wir schieben hier eine kleine Anmerkung über die Religion der Elephanten ein:

1. Von der Klugheit und Gelehrigkeit der Elephanten wissen die, welche mit ihnen zumal im Heimathlande umgehen, nicht genug zu erzählen.

Die Alten geben davon ausserordentliche Beispiele.

Aber das Merkwürdigste ist, was griechische Schriftsteller berichten, dass sie auch eine Religion haben und Sonne, Mond und Sterne verehren.

Plinius sagt: „Der Elephant versteht die Landessprache, gehorcht den Befehlen, ist seiner Pflicht eingedenk, sucht sich Liebe und Ruhm zu erwerben, ja, was selbst bei Menschen nur selten vorkommt, er ist brav, vorsichtig, gerecht und verehrt die Sterne, die Sonne, den Mond. Man erzählt, dass in Mauretanien ganze Heerden von Elephanten beim Erscheinen des Neumondes in den Fluss hinabsteigen, sich dort feierlich reinigen, den Mond begrüssen und dann wieder in die Wälder zurückkehren, indem sie die ermatteten Jungen vor sich hertragen. Auch die religiösen Gebräuche scheinen sie zu kennen, denn sie besteigen kein Schiff, bis ihnen der Capitän eidlich die Rückkehr zugesichert hat. Man hat kranke Elephanten gesehen, welche sich auf den Rücken legten, und Gras gen Himmel warfen, als ob sie ihr Gebet durch die Fürsprache der Erde unterstützen wollten.“

Aelian erzählt: „Die Elephanten verehren die aufgehende Sonne dadurch, dass sie ihre Rüssel, wie Hände, zu ihren Strahlen erheben, daher sie auch von dem Gotte geliebt werden. Die Elephanten also verehren die Götter, die Menschen aber zweifeln, ob es Götter gäbe oder, wenn es welche gäbe, ob sie sich um uns bekümmern!“ So Aelian.

Auch der Geschichtschreiber Dio Cassius (lib. 38. 39.) erzählt von einem Thierkampf, den Pompejus anstellen liess und bei dem auch Elephanten betheiligt waren, folgendes: „Einige dieser Elephanten blieben müde auf dem Platze liegen. Das Volk fing an, einige derselben wider Erwarten des Pompejus zu bedauern. Verwundet ruhten sie vom Kampfe aus, gingen umher, hoben ihre Rüssel gen Himmel und heulten so kläglich, dass sie die Rede veranlassten, es geschehe dies nicht ohne Ursache und von Ungefähr, sondern um sich auf den Eid, der nur allein Afrika zu verlassen sie habe bewegen können, zu berufen und die Götter zur Rache aufzufordern. Man erzählt nämlich, man habe sie eher die Schiffe zu betreten nicht bewegen können, als bis ihnen ihr Führer versichert, dass sie nichts zu befürchten hätten. Ob dies so ganz wahr sei oder nicht, weiss ich nicht. Auch dies erzählt man von ihnen, sie besässen ausser der Kenntniss ihrer Landessprache, eine Kenntniss der Himmelsveränderungen und beim Neumond gingen sie, noch ehe der Mond den Menschen sichtbar würde, an ein helles Wasser sich zu reinigen. So habe ich es mir wenigstens sagen lassen.“

Plutarch (über die Klugheit der Thiere §. 17) theilt aus einer Schrift des Königs Juba von Mauretanien mit, „dass die Elephanten

ohne einige Unterweisung zu den Göttern beten, indem sie sich mit Meerwasser reinigen, die aufgehende Sonne verehren und dabei statt der Hände den Rüssel emporheben, daher ist denn dieses Thier vor allen andern bei den Göttern beliebt, wie Ptolemäus Philopator bezeugt hat."

Es wird nämlich erzählt auch von Aelian, dass Ptolemäus hätte aus Freude über den Sieg bei Raphia vier Elephanten opfern lassen. Da sei ihm der Gott zürnend im Traume erschienen, so dass der König statt der Geopferten, vier erzene aufstellen liess.

Bei allen diesen Nachrichten tritt nun das Eigenthümliche hervor, dass sie nur von Afrikanischen Elephanten erzählt werden. Dies haben hervorragende Schriftsteller wie Schlegel und Lassen übersehen und gemeint, es gelte von Indischen Elephanten. Ebenso hat Schlegel übersehen (und Lassen, Indisch. Alterthüm. 3. 330 folgt ihm) dass die Fabel des Hitopadesa vom Hasen und Elephanten (ed. Müller p. 113) gar nicht zur Vergleichung passt. Eine Elephantenheerde hat eine frische Wasserquelle gefunden. Es sind aber vorher Hasen da gewesen und diese wurden nun von den Elephanten zerquetscht. Da gebrauchte der Hase eine List und redet als Gesandter des Mondes zum Elephantenkönig, er möge solches nicht thun „es ist nicht recht, dass du die Hasen vertrieben hast, denn es sind meine Hüter, spricht der Mond, und eben deswegen habe ich, wie bekannt, auf Erden das Zeichen des Hasen." Was unser Volk nämlich den „Mann im Monde" nannte, das schien den Indern ein Hase, und es wird daher der Gott des Mondes von zwei Antilopen gezogen dargestellt, einen Hasen in der Hand.

Wie der Elephantenkönig dies gehört, ward er furchtsam und sprach: „Dies ist aus Unkenntniss geschehen, ich werde nicht wiederkommen." Der Gesandte sprach: „Verbenge Dich erst und bitte den Hochheiligen um Verzeihung, der in diesem Wasser vor Zorn zittert, dann gehe fort. Darauf führte er ihn des Nachts dahin, zeigte ihm im Quell das zitternde Bild und liess den Heerdenkönig seine Verbengung machen."

Aus der Fabel geht eben hervor, dass der Elephant sonst nicht den Mond verehrt. Der Hase musste ihn ja erst dazu leiten. Ausserdem sind in der Fabel alle Thiere Verehrer der Gottheit. Der Mond ist gegen den Elephanten zornig um des Hasen willen. Die Nachrichten der klassischen Schriftsteller stellen auch nicht die Verehrung des Mondes voran, sondern die aufgehende Sonne.

Cuper theilt eine Münze mit, bei der auf der einen Seite Apollo — auf der andern ein Dreifuss steht, den ein Elephant mit gehobenem Rüssel anbetet.

August, Churfürst von Sachsen, hatte eine Münze schlagen lassen, wo auf der einen Seite ein Elephant zu sehen war, der seinen Rüssel zu der Sonne emporhob und die Umschrift trug: Fürchte Gott und ehre den König.

Ein Cardinal Zabarella liess für sich eine Münze schlagen, wo auf der einen Seite sein Bild, auf der andern das eines Elephanten dargestellt ist, der seinen Rüssel ausstreckend, vor einem Baume steht; Sonne, Mond und Sterne sind darüber. Was Plinius und die Andern berichten, stammt nur aus Afrika; — es lässt die Sage sich auch nur von da aus verstehen.

2. Justus Lipsius (Joest Lips), der berühmte Alterthumskenner im 16. Jahrhundert, hat eine geistreiche Lobrede auf den Elephanten

geschrieben, in welcher er sich über die Nachrichten Aelterer und Neuerer, das Thier betreffend, lustig macht. Er erwähnt auch nebenbei der Nachrichten über die Religion, welche demselben zugeschrieben werden, aber er erklärt sie nicht.

Das thut auch Gisbert Cuper nicht, trotz seines klassischen Werkes über Elephantenmünzen; — er hat so gut wie die Neueren (Schlegel, Lassen etc.) Afrikanische und Indische Elephanten verwechselt. Sie haben alle übersehen, dass die Römer genauer nur Afrikanische kannten. Es waren die Zeiten der Kämpfe in Afrika selbst während der Bürgerkriege, als die Römer mit Jugurtha, mit Numidien und Mauretanien, bald als Gegnern, bald als Bundesgenossen, mit Syphax, Masinissa und Juba stritten — aus welchen die meisten Nachrichten der Römischen Schriftsteller über die Elephanten stammen.

Bei dem engeren Zusammenleben der alten Welt mit den Thieren sanken die Menschen nicht gerade zu ihnen hinab — sondern sie zogen sie zu sich hinauf. Sie schrieben Hunden, Vögeln, Pferden — und zumal in Afrika den Elephanten alle menschliche Erfahrung und Klugheit zu. In der That ist ja der Elephant ein wunderbar gelehriges Thier.

Er lernte sogar zum Schauspiel der Römer mit seinen gewaltigen Füssen auf dem Seile gehen. Er machte Knixe vor seinem Herrn; er lernte auf dem Theater Tänze aufführen; ja sie lernten — ein Schriftsteller hat es selbst gesehen — mit dem Rüssel schreiben. Doch wird das wohl in das Reich der Phantasie gehören, dass ein Elephant griechisch geschrieben habe:

„Ich selbst habe das geschrieben und celtische Trophäen geweiht."

Aber sie trauten ihnen alles zu, selbst dass sie untereinander sprächen und nach der Sprache des Volks. Es gilt von einem Indischen Elephanten, welcher in Cochin einem Herrn die Schiffe an das Ufer zog, dass er eines Abends schon müde war und nicht mehr wollte; der Herr aber hatte noch nöthig ein Schiff ins Meer zu lassen. Der Elephant will nicht. Da schmeichelt er ihm und sagt: Thu' das für den König von Portugal. Da hebt der Elephant den Rüssel und spricht: Hoo, Hoo, was auf Malabarisch „ich will, ich will" heisst und zog unverzüglich das Schiff ins Meer.*) Aber die Verehrung von Sonne, Mond und Sterne konnte nur Afrikanischen Elephanten nachgesagt werden — denn in Indien betete man diese nicht an — das geschah aber in Afrika.

Das Symbol Afrika's überhaupt, wie Numidiens und Lybiens insbesondere war ein Elephant. Auf sehr vielen Münzen erscheinen die Personen, welche Afrika und die andern Länder darstellen, im Elephantenschmuck, einen gehobenen Rüssel auf dem Haupt. Eine schöne Genie stellt Afrika dar, ein Frauengesicht mit Rüssel und Elephantenzähnen auf dem Kopf. König Juba erscheint auf einer Münze mit dem Rüssel geschmückt. Es war der Elephant das entschiedene Wappen Afrika's und sein Repräsentant.

In Afrika aber, in Mauretanien und Lybien verehrten die Völker seit undenklicher Zeit die Sonne und den Mond. (Herodot 4. 188.) Daher erscheinen auf den Münzen der Cleopatra Sonne, Mond und Sterne. (es ist die jüngere gemeint, Eckhel, Doctrin. Numm. 4. 159)

*) Diese Anekdote erinnert an den Hund eines unserer verehrten Freunde, der uns vor Jahren Spass genug gemacht, wenn er über den Stock nicht springen wollte, sondern bellte, sobald man sagte: für Napoleon — es aber auf der Stelle that, sobald der Herr rief: für den König von Preussen.

Ja die Königin trug selbst den Beinamen Selene (Mond), nnd ihr Bruder den Namen Helios (Sonne).

Es war Afrika — das der Lybier und Mauretanier, Numidier — welches Sonne, Mond und Sterne ehrte; sein Abbild war der Elephant. So übertrng man denn sagenhaft auch anf den Elephanten die Verehrung der Gestirne. In ihm sah man das Symbol seiner afrikanischen Heimath, — und das kann man sagen, er hat seinen Göttern weniger Schande gemacht, als viele von den Menschen, welchen er diente.

III.

Das Gleichniss vom Elephanten und den Hasen, das wir oben ans Hitopadesa citirt haben, ist vielfach erzählt worden (vgl. Beufey zum Pantschatantra 1. p. 348. u. Langereau (Hitopadesa 1882 p. 337). In dem Cabinet des fees. tom 17 (ed. 1785) p. 401 wird irrig statt von Hasen, von Lapins, Kaninchen geredet.

Der Name des Hasen, der die List ausführt, heisst Vidschaja (Vigaja datta) Langercan übersetzt ihn irrig „Victoire", Sieg. Es ist vielmehr wie Benfey (Pantsch. 2. 227 not. und Gnbernatis Zool. Myth. 2. 81) wiedergeben, der Name des Todesgottes und das ist reich belehrend.

Der Hase ist vom Orient bis Occident ein Bild des Todes. Daher schreibt sich vor allen der Branch des Osterhasen, den man so wenig verstanden hat. Man versteckt die Oster-Eier in Hasennester nnd lässt die Kinder danach suchen. Man macht, so berichtet Meier aus Schwaben (p. 392) nnd bestätigt Birlinger (Schwab. Sag. p. 319) ein Nest ans Moos, Buchsnester und setzt einen Hasen darauf. Dasselbe erzählt Strackerjahn aus Oldenburg (p. 312); Schwarz, Ursprung der Mythol. p. 229, hatte dasselbe ans dem Erzgebirge erfahren. Aus Röbel in Mecklenburg berichtete dasselbe Bartsch (Sagen etc. 2. p. 127). Ueber die Eier werde ich anderswo handeln. Das Snchen der Eier ist die kindliche Abbildung des Suchen Jesu durch Maria Magdalena, wie in einem Niederwendischen Gedicht (Schade, Niederrhein. Gedichte p. 228), die Seele in den Garten eilt, ihren unter Blumen versteckten Christus zu snchen. Schon Claudian hat in seinem Idyll vom Phönix, die Worte: Der Phönix trägt in die Hülle von Gras verschlossen den Leichnam.· (Phoenix portans clausum velamine furnis). Man versteckt die Eier im grünen Gras (vgl. Montanus Volksfeste p. 26) wie Jesus Grab im Garten war. Sie suchen den Todten in seinem Grab, das heisst das Ei im Hasen snchen.

Diese Symbolik des Hasen als Bild des Todes ist nicht jung. Das berühmte Bild im Capitolinischen Mnseum (Crenzer, Symbolik 3. 494.) wusste Winkelmann nicht zu deuten; Hasen fressen die Früchte aus einem umgestürzten Korbe anf einer Graburne, das ist der Tod verzehrt die Früchte des umgestürzten Lebens. Darin beruht ja die uralte weitverbreitete Meinnng, dass es ein Unglück bedeute, wenn ein Hase über den Weg liefe. Mannhardt (Germanische Mythen p. 410) hatte Recht, sie bis zu Kelten und Slaven verfolgen zu können. Sie ist auch in Frankreich zu Haus (vgl. Sebillot Tradd. et Sup. dela haute Bretagne p. 101). Rolland, wie er anführt, hat sie als alt erwiesen (vgl. aber schon Grimm, Mythol. 1079). In Niedersachsen ging die Rede, dass sich beim Rumannschen Hause in Bösinghansen ein Hase sich sehen lasse, so oft einer sterben soll. (Harrys Sagen Nieders. p. 62. Mannh.

p. 410). Wenn einem Heer ein Hase in den Weg kommt, ist es verloren. Daher werden in der Notitia dignit. imper., wie Rochholz bemerkt (Naturmythen p. 266) die Schwaben mit einem laufenden Hasen im Schilde vorgestellt. Das sollte den Feinden schaden. Bei der Belagerung von Magdeburg im dreissigjährigen Kriege wurde ein Haufe von Hasen gesehen; die sie verfolgten, wurden gefangen und übel zugerichtet. Zwischen den Genfern und der Stadt Brügge, da lief ein Hase, der Feldherr der Brügger erschrak und wurde gänzlich geschlagen. Noch heute ist im Oberaargau der Glaube verbreitet, dass man in einem durch die Tenne springenden Hasen die Vormeldung sieht, — es werde sich in Kürze Jemand erhängen (Rochholz, Naturmythen p. 279.)

Insonderheit ist die Erscheinung des Hasen Tod und Unheil verkündend, wenn er dreibeinig vorkommt. (Es kommen auch andere gespenstige Thiere mit drei Beinen vor, wie ein Dachs in Eisel's Sagen aus dem Voigtland, p. 120, als Ziegenbock, als Kalb, Esel, p. 125, 130 etc., als Pferd bei Lütolf Sagen aus Lucern etc. p. 558, und Anderen.) Am Hasen erscheint die dreibeinige Natur am häufigsten erwähnt. Im Voigtland war es die arme Seele eines Gehängten, den die Besitzer nicht haben auf ihrem Gottesacker dulden wollen und drei Tage lang haben im Sarg liegen lassen. — Desgleichen musste ein Bischof von Zeiz, Johann der Erste, als dreibeiniger Hase spuken, weil er am Tode eines armen Weibes Schuld war. Mehrere andere, die einen solchen gesehen hatten, mussten sterben. Es kommen im Voigtlande wie anderswo Spiele vor, wo man Jemanden scherzweise hängte, um ihn bald abzunehmen. Da springt ein dreibeiniger Hase vor. Er lenkt die Aufmerksamkeit von dem Hängenden ab, man läuft ihm nach, unterdess stirbt jener (Eisel Sagen, n. 371. n. 379—383. Das Letzte n. 726 vgl. Rochholz Naturmythen, p. 280). In Mecklenburg glaubte man, er sei eine Hexe, vor der man sich mit einem Kreuzdornstock schützen könne (Bartsch Sagen aus Mecklenburg II p. 40). Ein solcher Kreuzdornstock war auch das Glück eines Bauern am Thunberg gewesen. Ein dreibeiniger Hase hatte ihn einst geplagt und er warf seinen Stock nach ihm. War es ein anderer Stock als dieser, war es aus mit ihm. (Strackerjan, Kuhn u. Schwarz, Nordd. Sage p. 104). In Oldenburg (n. 194) nannten sie ihn Lankebeen oder Hinkebeen und suchen sich also die Dreibeinigkeit als ein Hinken zu erklären, etwa wie Satan ein Hinkebein ist. Das ist aber doch nicht richtig. Denn Mephistopheles hat nicht blos ein Bein, sondern hinkt nur auf einem. Der Hase hinkt nicht, er hat nur drei Beine. Das hat einen andern Sinn. Es war in der That eine satanische Dreibeinigkeit gegen die heilige Dreieinigkeit; aber der Ursprung war noch ein anderer, wie wir sehen werden. Auch die Perser kennen ein wunderbares Thier, einen Esel mit drei Beinen. Im Yaçna 41 (Aesta ed. Spiegel 2. 142) kommt nur der reine Esel vor, aber im Bundehesch (cap. 19. ed. Justi p. 25) heisst es „wenn der dreibeinige Esel im Wasser nicht geschaffen wäre, so würde alles Wasser im Meere abnehmen durch eine einzige Einmischung des Giftes.“ Auf diese Symbolik ist hier einzugehen unmöglich — aber die Dreibeinigkeit gehört hier immer reinen Thieren an, was aber auch beim Esel in den Sagen des christlichen Volkes nicht der Fall ist. Merkwürdig namentlich ist, was in einer niedersächsischen Erzählung vorkommt (Schambach und Müller, Nieders. S. n. 208, p. 192) wo es heisst: „Einige sagen, das Dreibein sei ein dreibeiniger Esel . . . Das

Dreibein ist aber kein Esel*) sondern ein dreibeiniger Hase; man muss sicb nur überzeugen und die Spuren genau ansehn. Doch mag uns der liebe Gott davor bewahren, dass wir den Hasen selbst sehen, denn es ist dem noch nie gut gegangen, dem das Dreibein begegnet ist."

2. Ein merkwürdiger Gegensatz zu dem Hasen mit den drei Beinen giebt ein Deckenbild in der Grabkapelle des Klosters St. Josepb in Muotathal im Canton Scbwyz (Meyer Knonau; der Canton Schwyz, p. 288, cf. Rochholz, p. 263). Es sind drei Hasen gemalt, die sicb im Kreise jagen; jeder bat zwei Ohren, aber sie sind so angebracbt, dass die Hasen zusammen nur drei baben und ein Dreieck bilden, aus welchem ein Ange beranssiebt. Man hat nicht mit Unrecht darin ein Bild der Dreieinigkeit gesehn — aber docb nicht erklärt, warum es drei Hasen sind. Es ist die Liebe, welche in allen drei Personen dargestellt ist, grade wie in der Severikircbe zu Erfurt ein Dreieck zu sehen ist, in welchem die Rose sich befindet. Es ist das von grossem Interesse. Wie die Rose aus dem Bilde weltlicher Liebe, die geistliche ward —. wie die Aepfel aus dem Symbole sinnlicber Lust — die scbönen Früchte der Liebe um Weibnachten wurden, so ist hier der Hase zum Sinnbild himmlischer Liebe in der Dreieinigkeit geworden. Denn der Hase verbindet merkwürdiger Weise in sich das Symbol des Todes und des Lebens. Er ist das Zeichen des Sterbens und der Fruchtbarkeit. Es bedarf kaum bewiesen zu werden, wie man mit ibm das erotiscbe Bild der Zeugung verglichen hat. Philostratus bescbreibt das alte Bild, wo Liebesgötter sich mit Hasen jagen. „Sie sucben ihn Alle lebendig zu haschen, der Aphrodite das liebste Opfer. Du weisst ja wobl, wenn man Hasen jagt, wie viel von der Aphrodite an ibm ist (Icones I. cap. 6. ed. Olearius p. 772)." Auch in Herkulaniscben Gemälden spielt Amor mit Hasen. Sehr interessant — und bisher ganz unbeacbtet — und nicbt blos ein Spiel der Phantasie ist das Bild auf einer Lampe bei Beger (Lucernarum veterum sepulcr. tom 2. p. 44) wo Eros einen Pfau und einen Hasen trägt. Man darf annehmen, dass Eros darin einmal den Pfau, nämlich das Bild der Juno Lucina, der Geburtsgöttin und das des Hasen, als das der Fruchtbarkeit trägt. Wäre es ein cbristliches Werk, dann träte eben der Doppelgedanke beraus; Eros, die Liebe ist stärker wie der Tod; sie trägt den Hasen und bat über sicb den Pbönix — das Bild der Auferstehung.

3. Wie so es kommt, dass im Hasen dies zweifache Symbol des Sterbens und Lebens enthalten ist — erklärt sich leicht aus seiner Verbindung mit dem Mond. Im Namen des Mondes hat er den Elephanten vertrieben und den Wolf erschreckt. Denn der Mond hat gleichfalls die Doppelsymbolik des Todes und des Lebens. Was im Psalm 121 vorkommt, dass Gott bescbützen müsse vor dem Sonnenstich bei Tag und dem des Mondes bei Nacbt war vielfache Annabme. Man fand erfahrungsmässig, dass der Mondschein Schwulst des Kopfes, Irrsinn und den Tod zur Folge hat (Delitzsch Psalmen II. p. 225).

Es erinnert dies (wie der Pfeil des Tages an die Vorstellung des bogenführenden Apollo. Ps. 91. 5) an die Gefahren, welche auch die pfeilbewehrte (*ἰοχέαιρα*) Artemis oder Diana über die Menscben bringt. Artemis tödtete die Kinder der Niobe. Sie frente sich des Menscben-

*) Solche Vergleiche zwischen Esel u. Hase kannte schon das Alterthum wie Plutarch, doch scheinen die Parallelen, die Bachofen (Gräbersymbolik, p. 383) anknüpft, nicht stichhaltig.

opfers. In solchem Gedanken verband anch das Volksmärchen znweilen mit Soune nnd Mond gransame menschenfressende Art (Grimm. Mythol. p. 670). Zngleich ist aber (denn er scheint in der Nacht) doch die Mondgöttin in der Vorstellung der Alten die Freundin der Liebe. Das sind die Nachtgöttinnen alle. Anch in Jnno stellt sich die Gefahr der Nacht da — denn sie ist die Gattin des Sternenhimmels und die Gönnerin des Nemeischen Löwen und der Lernäischen Schlange. Der erste soll ans dem Monde niedergefallen sein. (Aelian. Thiergesch. 12. 7. vgl. meine Löwenkämpfe p. 55.) Plntarch führt aus Demodokos an, dass Hera sich zur Bundesgenossin gegen Herakles den Mond erwählt und der Mond hätte unter zanberschen Beschwörungen einen Kasten mit Schaum (Wuthgeifer) gefüllt, woraus der ungehenre Löwe geboren sei.

Juno und Diana sind aber beide die Gebnrtskundigen und Helfenden, wie Macrobius (Sat. 1. 15) sagt: „sie hatten mit Recht der Juno die Kalenden geweiht, weil sie Mond und Juno für dasselbe hielten." Diana von Ephesus war ja ihrer ganzen Natur nach die Mondgöttin der Frnchtbarkeit Die Verbindung der Liebe nnd des Todes im Mond stellt sich wunderhar poetisch in der Sage vom Endymion vor, der durch den Kuss der Mondgöttin (wie in der rabbinischen Sage Moses durch den Kuss Gottes) zn den Göttern entrückt ward. In alten Bildwerken erscheinen Liebesgötter in Begleitung der Mondgöttin hei Endymion. Ein schönes Todtenbild beschreibt Furtwängler (die Idee des Todes. Freib. 1855. p. 297): Eros sitzt auf dem Wagen. Zwei Psychen sind vorgespannt als Schmetterlinge. Ueber dem Gespann erhebt sich die Sichel des Mondes. — Macrobius hat ein merkwürdiges Wort (Somninm Scip. 1. 11). „Zwischen dem Mond und der Erde glaubte man die Stätte des Todes und der Unterwelt; der Mond sei die Grenze des Lebens und des Todes." Der Hase war darum im doppelten Sinn das Abbild, einmal als das liebedurstige, sinnliche geburtsreiche Thier, das schneller ist, wie Alle — gleich dem Tod. Dann ist der Hase das Objekt der Jagd ein Attribut der Artemis, wie der Hirsch. Pansanias erzählt, dass als aus den drei Städten Etis, Aphrodisias und Side die Einwohner auszogen, erhielten sie den Ansspruch, dass Artemis ihnen sagen werde, wohin sie sich niederlassen sollen. Da stiess ihnen ein Hase anf. Dem folgten sie nach; da er sich unter einen Myrtenbanm verkroch, gründeten sie da die Stadt. Alles hezieht sich hier anf Liehe. Etias ist die Tochter des Aeneas. Side ist der Granatapfel. Aphrodisias ist von Aphrodite, der Mutter des Aeneas benannt. Myrthe ist das Symbol der Liebe. Dort hat sich der Hase niedergelegt und Artemis gab dies als Zeichen an.

Dahin gehen ja auch die Afrikanischen Vorstellungen, dass der Mond, welcher sterben und wieder leben müsse, dies durch den Hasen hahe sagen lassen, der aber nur vom Tode habe Meldnng gethan.

Der Hase war das vollständige Bild des Mondes geworden, er war znmal ein Thier der Nacht —; der Fruchtbarkeit und Schnelligkeit. Selhst die drei Beine in der Sage verdankt er den drei Mondphasen, dem Vollmond, dem Halhmond, dem Neumond. So bildete der alte Volksgeist ab.

IV.

Die älteren Forscher, zumal Grimm (Mythol. p. 680) haben die seltsam verschiedenen Ideen nebeneinander gestellt, nach welchem, wie wir oben sehen, die Inder und Andere den Mondflecken wie einen

Hasen im Monde ansahen, während er in Europa meist als ein **Mann** im Monde erscheint. Es ist interessant darzulegen, dass darin eine verschiedene Beleuchtnng derselben Gedanken ausgedrückt ist.

Der Hase ist nach indischer Auffassung znr Belohnnng, der Mann als Strafe in den Mond gekommen. Aber der Grund der Strafe zeigt, dass der Mann nur ein Bild des Hasen ist.

Es ist sehr tiefsinnig, was schon Dante sagt, dass der Mann im Monde Cain bedeuten soll (Grimm, Mythol. p. 682). Es heisst im Paradies 2. 50: „Doch saget mir

Was sind die dunkeln Flecken
In diesem Körper, der auf Erden unten
Von Kain Faheln machen alle Leute"

(vgl. Hölle 20, 126). Die Ausleger theilen zwar mit, dass das Volk in Italien eine solche Meinung hatte, aber nicht wie es dazn gekommen ist. Kain ist das Bild der Ruhelosigkeit, wie der Hase. Jener hatte keine Ruh auf seiner Flucht, wie das arme Thier. Wie der Hase klagt, dass alle ihn tödten wollen — so stöhnt dies Kain Gott entgegen. Dass dies die richtige Deutung des Volksgedankens ist, geht daraus hervor, dass man ihn sonst für einen Mann gehalten hat, der den Sonntag nicht hielt, zumal als einen der Holz gehanen am Sahbat, was Grimm mit Recht auf 4. Mos. 15, 32—36 zurückführt, wo der den Sahhat Entweihende bestraft wird. Wer den Sabbat, den Ruhetag nicht heiligt, muss ruhelos bleihen. Er ist gleichsam ein Ahasverus wie Kain, der mit dem Mond ruhelos hleiben muss. Denn das ist gerade die Bedeutung des Sabhats, dass der Mensch als Kind des Gottes, der die ruhelose Welt geschaffen, selhst von seiner Arheit ruhen kann.

Auf den Mond Bezug hat auch die Meinung der indianischen Rothhänte, welche ihn den grossen Hasen nennen (Müller, Amerikan. Religionen p 122). Er ist das Symbol der Fruchtharkeit. Er schwebte mit seinem thierischen Hofstaat, was die Sterne sind, üher den Wassern. In dem Namen **Manabozho**, den der grosse Hase trägt, erkennt man den Mond dentlich und er wird sonst auch der Grosssohm des Mondes genannt (Müller p. 126).

Wenn in deutschen Sagen dämonische Wesen als Hasenfrauen erscheinen — (Vgl. Rochholz p. 258, 277 etc.) so ist das aus der weihlichen Gestalt zu erklären, in der auch nach der Romanischen Bildnng der Mond als Luna nnd Artemis weiblich erscheint. Daher — worauf später noch näher eingegangen wird, beruht wahrscheinlich auch die Meinung, dass die Hasen **nnr weiblich** seien, wie sonst auch gemeint war, dass sie nnr männlich seien nnd ihr Geschlecht vertauschen können. (Was sogar lhn Esra berührt zu Levit. 11. 6.

J. W. Wolf war in seinen Kinderjahren mit einem alten ehrlichen Tagelöhner bekannt, der ihm Legenden und Sagen erzählte.

Er hrachte ihm **Hasenhrod**, denn **fremder Lente** Brod ist den Kindern Knchen, sagt das Sprichwort. Die fremden Lente sind Verhannte, welche von ihrer Heimath getrieben werden. lhr Brod schmeckt den Kindern um so süsser, weil sie dahei denken dürfen, dass sie in der Heimath sind. Das wird durch eine Aeusserung des Ahtes Adelarius von Corvey bestätigt, der, als ihm die Freunde ihre Theilnahme wegen seines Exiles ausdrückten, ihnen antwortete, er wollte wie ein Hase sich nm den Wechsel seines Wohnorts nicht Sorgen machen (instar leporis mntationem loci non curare, Acta Sanctos. Jan. 1. p. 104) Aelian

(13. 13) sagt: Anf die Weide geht er bei Nacht nnd weit von seinem Lager aus Liebe zn fremdem Futter.

Das französische Hasard (provencal azar, catal. athar. span port. azar, ital. azardo) ist aus dem Hebr. n. Arabischen hergeleitet worden, was komisch ist. Es stammt aus dem Lateinischen jacere, werfen, was der gewöhnliche Ausdruck beim Würfelspiel gewesen ist (alea jacta est;) hazard von kommt jacere, jastare, wie anderseitig jeter davon gebildet ist. In Dentschland las man Hasehard, als wenn es mit dem Hasen etwas zn thnn hätte, nnd schrieb daher einem „Hasenfnss im Sack" Glück beim Spiele zu.

V.

Der Name Hasenfuss für einen, der kein Held ist und gerne entflieht, ist am Ende sehr glücklich ans dasypns (δασύπους) gebildet, was ein sehr häufiger Zunamen für den Hasen war (Ranchfuss). Das Fliehen und Zittern des Hasen hat ja zu vielen seiner Beinamen Veranlassnng gegeben. Das arme Thier wird eben, wie Herodot schon bemerkt, von jedem Thier nnd Vogel und Menschen gejagt (3. 108). Es ist auf ihn der Vers gemacht worden:

Quem fuga non rapuit ex ore canum, non occulit nmbra
Concolor immotnm snb Jove terra tegit.

das ist, Ihm, den die Flncht nicht rettet vor dem Gebiss des Hnndes, den der Schatten nicht verbirgt, den deckt die gleichfarbige Erde nnter freiem Himmel zu; er legt sich, sagt man, mit grosser Klngheit in Erdfurchen, so dass seine Farbe der Erde gleich ist und Niemand ihn entdeckt.

Martial hat von ihm den Vers:

In me omnis terraeqne, aviumqne marisqne rapina
Forsitan et coeli, si canis astra tenet.

Alles ist gegen mich auf Erden, in Lnft nnd im Wasser,
Wär selbst im Himmel in Noth, wenn dort der Hundstern erscheint.

Brehm theilt auch die Umschreibung davon mit:

Menschen, Hnnde, Wölfe, Lüchse
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse
Adler, Uhu, Raben, Krähen
Jeder Habicht, den wir sehen;
Elstern anch nicht zu vergessen
Alles, Alles will ihn — fressen.

Es war daher kein Wunder, wenn das Volk in Oldenbnrg erzählte, (Strackerjan n. 380. a. II, p. 93) dass die Hasen sich entschlossen, wegzugehn, weil sie vor allen Thieren flüchten müssten. Da kamen sie anf eine Brücke, wo ein Frosch (Springpogge) sass, dem wurde bang vor ihnen, sprang von der Brücke und ins Wasser. Da sprachen die Hasen: nun wollen wir bleiben nnd fingen darüber, dass sich Jemand vor ihnen fürchtet, so sehr zn lachen an, dass sie seitdem ein geborstenes Maul haben." Den Ursprung des geborstenen Manles geben die Namaqnas in Afrika anders an. Dort hat ihn der Mond mit einem Stocke auf den Mund geschlagen, weil er eine falsche Nachricht den Menschen brachte (Bleek, p. 55.). Der Schwank von der Verzweiflung der Hasen über ihr Schicksal kommt noch in andern Versionen vor.

Aber der Schreck eines Hasen hat auch einem Schultheiss in Schwahen Leid gemacht. Es hatten nehmlich die Ganslosen einmal ein Storchenei gefnnden, sie wussten aber nicht, wem es angehöre und glaubten, es wäre ein Hasenei. Sie beschlossen, dass der Gemeinderath abwechselnd darauf brütend sitzen sollten. Als der Schultheiss einige Tage darauf sass, nahe an einer Hecke, wo sich Hasen aufhielten, passirte es ihm, dass das Ei wegrollte und zwar in eine Staude, wo ein Hase war. Erschreckt lief er davon. Der Schultheiss sah es, meinte, er sei aus dem Ei gekrochen und lief und rief ihm nach, im zärtlichsten Ton: hoi, hoi, Büoble, kennst denn dein Vater gar nemme mae; da komm ruff (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. I. 445, n. 669). —

Ich habe in meiner Symbolik des Blutes auf die sogenannte Volkshomöopathie anfmerksam gemacht, nach welcher man Gleiches mit Gleichem heilt. Daher schreiben sich eine Reihe abergläubischer Bräuche her, die an die Natur des Hasen erinnern. Der Hase, der so schnell laufen kann, leidet sicher nicht am Krenz und an epileptischen Zufällen, darum sagt das Volk: man könne Kreuzschmerzen durch ein Sprungbein der Hasen heilen. Man schützt sich vor dem Erblinden, wenn man das Ange eines im März geschossenen Hasens umbängt.

Wenn sogar Wuttke (Abergl., p. 53) bemerkt, dass der Hase mit der Göttin Ostara in Verbindung gestanden haben müsse, so ist davon der Hase zu befreien, weil es eine Ostara nie gegeben hat. Dagegen wollen wir gern glauben, dass, wie man in Oldenburg erzahlt (Strackejan 129 a.) ein eingeweihter Hasenfnss den zur Loosung ziehenden Rekruten insofern Glück bringe, dass sie nicht zn dienen brauchen. Denn Hasenfüsse kann man zu Soldaten allerdings nicht brauchen, aber der Grund des Aberglaubens liegt eben nur im Hazard, mit dem sie spielten, loosten und gewinnen wollten.

Eine Reihe von Pflanzen haben ihren Namen von dem Hasen. Nur etwas will ich bemerken, was lateinisch Leontodon, Löwenzahn heisst (Leontodon autumnale), heisst bei dem Dentschen Volke Hasenlattich. Die Pflanze λαγοχοιμητία von welcher Du Cange Gloss. Graec, p. 780) sagt, dass sie für Amaranth gehalten werde, gilt sonst unter dem Namen Lagoecia cuminoides für wilden Kümmel und Hasenlager, holl. Haazenleger ist daher ihr Name. Die Meinung ist, dass die Hasen diese Blumen lieben und sich gern auf sie legen. Plantago lagopus heisst überall Hasenfnss (auch in den Romanisch. Sprachen), Spanisch piè de liebre, Portg. Orelha de lebre, nnd nennen wir ibn sonst den spanischen Wegerich (cf. Nemnich II. p. 1000).

VI.

In einem merkwürdigen Zusammenhang mit den Volksmeinungen über den Hasen steht nun das Verbot der heiligen Schrift das Fleisch desselben zu essen. Es heisst Levit. 11. „alles was gespaltene Klauen hat und wiederkäuend ist nnter den vierfüssigen, das dürft ihr essen: aber das Kamel nicht, denn wiederkäuend ist es, aber nicht hufgepsalten; das Kaninchen nicht, denn es ist wiederkäuend aber nicht hufgespalten; den Hasen nicht, denn er ist wiederkänend, aber nicht hufgespalten; das Schwein nicht, denn es ist hufgespalten, wiederkauet aber nicht.“ Dasselbe wird 5. Mos. 14. 7 noch genaner wiederholt. Die Ausleger haben seltsamer Weise über den Grund nichts beigebracht, weshalb die Schrift die Wiederkäuer für rein hält — sobald sie zwei-

gespaltene Klauen haben und weshalb der Wegfall der gespaltenen Klauen trotz des Wiederkäuens das Thier unbrauchbar macht. Dass es symbolische Gründe sind, ist nicht zu zweifeln.

Die wiederkäuenden Thiere sind keine Fleischfresser; sie nähren sich von Gräsern und Pflanzen. Darin liegt ihre Reinheit; sie sind nicht mit Blut befleckt. Sie rauben und zerreissen nicht, daher bilden sie die eigentlichen Hausthiere, die Gattung pecora. Bei ihnen ist der Magen ausgebildeter, wie bei allen Säugethieren und geben darum Milch, Fett und reines Fleisch, des Menschen würdig, der kein Genosse der wilden Thiere sein und ihren Frass verschmähen soll. Nur die Wiederkäuer, welche gespaltene Klauen haben, erfreuen sich des vierfachen Magens, sind also die eigentlichen Wiederkäuer (vgl. Blumenbach, Naturgesch. IV. n. 46). Der Zweck der Rumination ist den Naturforschern noch unbekannt (vgl. Voigt, Lehrbuch der Zoologie 1. 392) aber seine symbolische Bedeutung war offenbar: Das Wiederkauen drückt nicht die immerwährende Fresssucht und Gier nach Mehr aus — sondern die Durcharbeitung dessen, was man empfangen hat. Origines scheint daran zu denken, wenn er sagt: „der Wiederkäuer gleicht einem, der die Wissenschaft liebt und im Gesetz der Herrn arbeitet Tag und Nacht (In Levitic. Homilia VII.).

Es ist darum auch klar, warum auf die gespaltenen Klauen Werth gelegt worden ist. Die wahren Wiederkäuer mit den 4 Magen haben alle solche. Die Spaltung der Klauen zeigt desgleichen auf eine friedlichere Art. Es ist ein merkwürdiger Satz, welcher bei einem ungenannten Autor (bei Boissonade ad Marin. p. 132) vorkommt, dass ein gespaltener (διχηλος) Bart das Zeichen von Wohlgesinntheit sei.

Merkwürdig ist der Gegensatz, den der Hase zum Hirsch einnimmt. Beides sind die besonderen Jagdthiere — aber ihre Symbolik ist ganz die entgegengesetzte. Der Hase, das Thier dämonischer Art, das Bild des Todes. Der Hirsch das Symbol des Lichts; den Lichtgöttern ist es heilig; in der christlichen Legende das Symbol heiliger Gedanken. Der Hirsch wird gegessen, weil er wiederkäut und zweigespaltenen Huf hat. Der Hase gilt als unrein. Darüber geben uns auch die alten Autoren schon Andeutungen. Aristoteles bemerkt bereits, dass die hörnertragenden Thiere zumeist zweigespaltenen Huf haben (histor. anim. ed. Becker p. 29. cap. 2. 1.). Plinius wiederholt das (Nat. hist. lib. 11. ed. Sillig p. 106) es gebe kein zweigehörntes Thier, welches ungespaltene Klauen habe.

Aber das Horn des Hirsches hatte ein Symbol des Lichtes an sich, man verband Keren das Horn mit Karan glänzen. Das Horn war das Zeichen des Nimbus. Das bedenten die Hörner, die man Moses auf alten Bildern gab. (cf. meinen Phönix p. 6. 7.)

Daher kam es, dass in der h. Schrift die Wiederkäuer mit gespaltenen Klauen rein sind. Es sind Thiere ohne Blutgenuss, rein in ihrem Frass, Symbole des Lichts an ihren Hörnern. Merkwürdig genug ist der wunderbare Zusammenhang, dass die besondere Gestaltung des Fusses mit der Weise des Frasses und der Verdauung zusammenhängt. Da nun die Wiederkäuer friedliche, grasfressende Thiere sind, so ist es kein Wunder, dass eine geistliche Beobachtung in den Spalten der Klauen in der That ein Zeichen der reineren Gesinnung fand. Unter den vier Thieren, welche zusammenstehen als verbotene, Kamel, Kaninchen, Hase und Schwein, nehmen die drei ersten eine besondere Stellung ein. Sie käuen wieder, haben aber keinen gespaltenen Huf. Das Schwein

hat einen solchen, käut aber nicht wieder. Sonderbar ist die Deutung des Midrasch (Wajikra Rabba §. 13. (Uebersetznng von Wünsche p. 89.) wonach Kamel auf Babylon geht, weil es Ps. 137—8 heisst „Wohl dem der dir vergalt, was du uns gethan". Denn Kamel kommt von gamal vergelten her. Das Thier hat eine rachsüchtige Erinnerung und hat in der Sage. wie der Hase, etwas dämonisches. Das Kaninchen beziehen sie auf Medien. Den Hasen auf Griechenland (d. h. auf das hellenische Aegypten „weil die Mutter des Ptolemäus so geheissen habe." (Ptolemäus war der Sohn des Lagus) das Schwein auf Persien oder wie andere Spätere auf Rom.

Chaeremon (über Porphyrius de abstinentia 4, 6. vgl. Fragm. histor. Graecor III, p. 498, ed. Paris.) berichtet, dass die ägyptischen Priester sich aller der vierfüssigen Thiere enthielten, welche ungespaltene oder vielgespaltene Klauen haben und ohne Hörner sind, also eben die wiederkäuenden Thiere. Es scheint dies solches nur von den Priestern zu gelten, denn auch nach den Monumenten scheint der Hase eine Speise der Aegypter gewesen zu sein (vgl. Wilkinson, Manners and Customs ed. Birch 3. 294.). Schärfer war der Gegensatz gegen die Araber, denen das Fleisch des Kamels wie des Hasen ein Genuss ist. — Die alten Namaqua's, wie Bleek mittheilt (Reineke Fnchs in Afrika, p. 55), sagen, sie seien böse auf den Hasen und essen sein Fleisch, weil er jene schlechte Botschaft vom Monde gebracht, dass die Menschen sterben und nicht wieder lebendig würden, während der Mond das Gegentheil gemeint hat. Wenn auch christliche Sekten, Armenier (zuerst Vincenz von Beauvais, lib. 30, cap. 98, vgl. Coteler. zu Patres Apost. 1, p. 33, vgl. Rosenmüller, Hsndb. d. bibl. Alterthumsk. 4. 2. 213), Nasarier (vgl. Ritter 17. 992) das Hasenfleisch verschmähen sind das wohl Anklänge an jüdische Gebräuche. Wenn dagegen der Papst Zachariss im Brief an Bonifacins (ep. 12.) vom Genuss des Hasen abredet, so haben dazu wohl auch Meinungen alter Väter beigetragen. Sehr sonderbar sagt der Brief des Barnabas (cap. 10. ed. Hefele, p. 24) das Verbot des Hasen im alten Testament bedeute: Du sollst kein Knabenverderber sein.*)

Dasselbe wiederholt offenbar aus dem Brief des Barnabas der Kirchenvater Clemens von Alexandrien (Paedagog. cap. 10, p. 139).

Diese Deutnng erklärt sich durch Meinnngen, welche bei den Alten vielfach verbreitet waren, dass der Hase hermaphroditischer Natur sei nnd darnm auch das Männchen mit dem Männchen umgehe, überhanpt bald Mann und bald Weib sei und anch der männliche Hase Kinder zeuge. Solches findet sich bei aelian (13, 12.) bei Plinins (8, 55) und auch in den Geoponica (19, 4) wo es heisst: „Ebenso ist der Hase bald Mann, bald Weib und ändert die Naturen und wirft Junge bald als Mann, bald als Weib." Niclas, der sie mit gelehrten Anmerkungen herausgab führt sogar einen nenen Italienischen Gelehrten an, der die Gebnrten der männlichen Hasen behaupten will (qnod non solum aliquotie sipse vidi. p. 1220). Auch der Verfasser der Clementinischen Recognitionen hat die Meinung. (8, 25, 1. p. 33.)

Cotelier in seinen Anmerkungen zum Barnabasbrief hat auch und mit Recht die Stelle des Plutarch corrigirt (Tischgespräche 4. 5) wo Lamprias die thörichte Meinung anführt, dass die Juden den Hasen

2) Novatianue de cibie Judaicis, cap. 3, meint, dass die Haseu die Bilder von entarteten und verweichlichteu Männern seieu; wegen ihrer Ueberfruchtbarkeit machte man sie auch zum Bilde eiues Wucherers.

wegen Aehnlichkeit mit dem Esel nicht ässen, und wie sie den göttlich verehren, so auch den Hasen, weil er mit offenen Augen schläft, und sich so sehr durch ein scharfes Gehör auszeichnet, dass die Aegypter das Gehör mit einem Hasenohr bezeichnen.

Aber die wunderliche Auffassung einiger Kirchenlehrer (die Cotelier sämmtlich anführt) hat nicht verhindert, dass die christliche Kunst einen sehr sinnigen, wenn auch nicht häufigen Gebrauch von dem Bilde des Hasen gemacht hat. Die Erklärungen, welche Münz in der Realencyklopadie der christlichen Kunst (p. 650, 651) davon giebt sind aber meist nicht treffend.

Auf der Grabinschrift eines Kindes ist ein Häschen abgebildet, welches von einer Traube frisst. Martigny (Diction p. 369) kennt noch ein anderes Beispiel desselben Bildes. Der Hase ist hier wieder das Bild des Todes, wie in den oben angeführten Beispielen der alten Kunst, wo ein Hase von den Aepfeln eines umgestürzten Korbes frisst. Die Traube stellt das Leben der Christen dar, wie Christus sagt: Ich bin der Weinstock — ihr seid die Reben.

Ich glaube auch nicht, dass, wo er auf Lampen dargestellt ist oder wo Thonlampen die Figur eines Hasen haben sie die Wachsamkeit ausdrücken. Das kann ein schnell laufendes Thier nicht. Nur der Begriff der Ruhe ist symbolisch mit dem der Wachsamkeit zu verbinden; es drücken vielmehr diese Bilder der Hasen die Vergänglichkeit und Schnelligkeit der Zeit aus, wie sie auch zum Begriffe des Todes geführt hat.

Das berühmte Bild in der alten Taufkapelle von Pesaro zeigt einen Hasen und einen Hirsch die mit den Köpfen einander zugekehrt sind. Ich denke, dass darinnen die Reinen und die Unreinen abgebildet werden. Nur die Reinen werden Gott schauen.

Die Abbildung, wie ein Hase vom Hund verfolgt wird, darf allerdings auf die Verfolgungen der Christen bezogen werden, aber nicht durch ihre weltlichen Feinde, sondern die geistlichen. Der Hund ist der Satan, der die Seele fangen will. Von Anselm, dem Bischof von Canterbury wird erzählt, dass einmal ein Hase, den seine Leute mit Hunden jagten, sich unter sein Pferd geflüchtet hatte; er nahm ihn in seinen Schutz und hielt das Ross an, um den Hasen nicht zu verlassen; dem lachenden Ritter, dass sich der Erzbischof um eines Hasen willen so viel Mühe gab, erwiderte er: Ihr lacht, aber dem Hasen ist es garnicht zum Lachen, denn die Feinde lagern um ihn und bei uns sucht er Schutz. So ist es mit der Seele; denn wenn sie aus dem Körper geht, so sprengen die bösen Geister gegen ihn an, bereit ihn zu rauben und in das ewige Verderben zu stürzen (parati eam rapere et in mortem aeternam precipitare, was noch weiter und sinnig ausgeführt wird. Acta Sanctor. April II. p. 883).

Allerdings auf der Grabschrift auf dem Kirchhof S. Urbans ist eine Taube mit grünendem Oelzweig zu sehen, der ein Hase entgegenläuft. Ebenso auf einem geschnittenen Stein läuft ein Hase gegen das Monogramm des Herrn und eine Palme ist darunter. Eine Patene ist darüber. Auf einer Grabschrift eines Christen mit dem Namen Jreneus ist dasselbe Bild. Martigny und Münz deuten dies durch 1. Cor. IX. 24. „Laufet, dass ihr das Kleinod ergreifet“ und vergl. 2. Tim. 4. 7. So scheinbar dies ist, wird doch noch eine andere Wendung des Gedankens angenommen werden müssen.

Die Erklärung der obigen Archäologen legt den alleinigen Nachdruck auf das „Laufen“ aber es ist doch hier dieses zugleich ein Kampf. Es kommen allerdings Grabschriften vor, die zwischen einem Pferd und einem Hasen

durchgehen nnd es kommt noch mehrfach Pferd nnd Hase neben einander vor. Aber das Bild des Pferdes kann als einen Renner im Wettkampf aufgefasst werden. Der Hase ist immer ein entlaufendes Thier. Der Gedanke scheint mir vielmehr der zu sein, wie es sich bei Augustinus zn Psalm 103 findet (ed. Migne IV. II. p. 1372 73): „Der Fels ist eine Zuflucht für Hasen nnd Igel (wie er es übersetzt). Ueberall ist er unsere Znflncht. Ueberall ist er nützlich den Thieren auf dem Land und im Wasser. Zn ihm fliehen Alle. Mögen die Hasen an ihre Brust schlagen, mögen die Igel ihre Sünden bekennen. Ohschon sie hedeckt sind mit gar kleinen aher täglichen Sünden, fehlt ihnen nicht der Fels" Der Hase und das Pferd bedeuten Kleine und Grosse. Alle aber hahen keine andere Hülfe als bei Gott. Anch die Kleinen haben in ihm ihre Rettnng.

Schön sind die Gedanken, in welchen die Hasen mit den Heiligen in Berührung kommen. Der heilige Elenns hatte ein Gärtchen gepflanzt und mit eigenen Händen bearbeitet, damit er seine Nahrung davon hätte. Da kommen aber eine solche Menge Hasen, dass alles, was er gepflanzt hatte, zerstört war. Als er nun eines Tages die Hasen wiederfand, so sprach er, indem er einenStah in der Hand hatte: Gut, wir wollen theilen, dass ihr und wir etwas hahen. Er theilte mit dem Stab das Feld, gah den Hasen das ihre und niemals wagte ein Hase von nun an die Grenze zu überschreiten (Acta Sanct. Juti. IV. 146.). Zn dem h. Philippns kamen nicht blos die Vöglein und frassen ihm ans der Hand, sondern anch die Hasen leckten ihm die Füsse; er streichelte sie und liess sie wieder gehn (Acta Sanctor. Maji. I. p 424). Anch der h. Marculf schoss wunderhar einen Hasen. Die Erzählung ist malerisch, wie anf einer Hofjagd die Mente einen Hasen aufjagt. Er kann sich durch alle Künste nicht mehr retten, da versteckte er sich im Rocke des Abtes. Die Jäger kommen trotzig, verlangen den Hasen mit Gewalt und drohen ihm den Tod und was geschieht: der Heilige entlässt zwar den Hasen, aher die Hunde können ihn nicht fangen; sie stehen wie umgekettet. Der Hase ist frei (Acta Santa Maji 1. 78). Dasselbe wird von dem Eremiten Alhert von Siena erzählt. Ein Hase liess sich freiwillig von ihm fangen. Als ihn die Genossen tödten wollten, hinderte er es. Wie dürfen wir ihm etwas thun, sprach er, der sich uns selbst vertrant. Als den Hasen später die Jäger jagten, flüchtete er sich wieder zum Eremiten, der ihn in seinem Aermel verharg, his die Jäger abzogen, dann entliess er ihn.

Daher sagt der Lebensbeschreiber (Acta Sonet. Jan. 1. 403) pflege man den Heiligen mit einem Hasen im Aermel abzubilden. Aber weder Gnenebault (Dictionaire Iconographique, p. 823, noch Wessely (Iconographie, p. 89), führen ein Beispiel davon an.

Der heiligen Oringa, die sich verirrt hatte, kam ein Häschen zn Hülfe, ging ihr voraus und zeigte ihr die rechte Strasse, dann verschwand er (Act. Sanct. Jan. I, p. 651, 55), daher der Aberglanben, der in Halle vorhanden ist, dass wenn man einen Hasen laufen sähe man sich im Irrweg wieder zurechtfände (Wnttke Abergl., p. 630.). Grade wie Widukind der Herzog von Sachsen eine Kirche erbante, wo ihm ein Hase voransprang — und wie in Ceylon der König die Stadt Kandy bante, wo ihm ein Hase die Anweisnng gab, so that anch der Markgraf Otto v. Steiermark. In der Nacht während er schlief, hatte sich ein Hase in seinen Schoss geflüchtet nnd als er ausrief: Seiz, Seiz das ist ein Hase, wurde auch das Kloster, das er gründete, so genannt. (Acta Sanet. Juni. s. 528.)

II.

Die kluge Tochter.

In einem Dorfe, das am Fusse eines Berges liegt, wohnte ein alter Bauer mit zwei Töchtern. Er ernährte sich kümmerlich von seinem Stückchen Acker. Als er eines Tages wie gewöhnlich grub und hackte, kam ein junger kräftiger Bursche und sagte: „Guten Morgen, mein Freund, Du arbeitest ja immer so fleissig.“ „„Ich muss, antwortete der Bauer, denn feierte ich einen Tag, so hätte ich mit meinen Kindern nichts zu essen.““ „Du siehst heute sehr ermüdet aus,“ fuhr der Bursche fort. „Ja ich bin sehr müde,“ antwortete der Bauer. „Ich werde Dir helfen, geh' in das Haus und ruhe ein wenig, während ich für Dich pflüge,“ sagte der Bursche sehr freundlich.

Der Bauer wusste nicht, dass der Bursche ein verzaubertes böses Thier war, welches in dem Berge schon viele Menschen verführt, getödtet und gefressen hatte. Er freute sich sehr und sagte: „Ich habe kein Geld, um Dich zu belohnen, dagegen aber habe ich einen kostbaren Pokal, den ich vor Jahren von einem Fürsten bekommen habe: diesen will ich ich dir schenken.“ „Ich danke, erwiederte der Bursche, ich kann den Pokal nicht annehmen, aber Du hast ja zwei Töchter, gieb mir eine von diesen zur Frau.“ Der Bauer war es gern zufrieden, und versprach dem Burschen seine Tochter, worauf er in sein Haus ging, um auszuruhen und erzählte es alles seinen Töchtern. Die ältere dieser öffnete das Fenster, und sah sich um, und rief gleich dem Vater zu: „Komm' schnell und sieh! ist der ein Mensch, der auf dem Acker arbeitet! Hast Du mich diesem versprochen, so muss ich bald sterben; denn er ist der böse Affe und wird mich gleich zerreissen und fressen, wie er schon viele Andere in derselben Weise behandelt hat.“ Als der Vater diese Worte hörte und die Wahrheit davon einsah, fiel er von

Schrecken neben dem Fenster in Ohnmacht. Da kam aber die jüngste Tochter und sagte: „Vater fürchte nichts, ich werde Alles gut machen, denn ich weiss eine List, durch welche ich ihn umbringen werde. Nur kaufe mir einen kleinen Spiegel und einen grossen Topf." Am Abend kam der verzauberte Bursche und sagte: „Ich habe den Acker bestellt; gieb mir nun Deine Tochter, wie Du versprochen hast." Die jüngere Tochter kam zu ihm und sagte: „Ich will Deine Frau werden, aber die Ausstattungen sind noch nicht beendigt. Komme morgen Abend wieder, dann wird Alles bereit sein." So ging der Bursche fort und gleich nachdem ging der Vater in die Stadt und kaufte einen Spiegel und einen Topf.

Am nächsten Abend kam der Bursche um die verabredete Zeit. Die Tochter band ihm auf den Rücken den Topf mit einer starken Schnur und sie nahm den Spiegel in ihre Hände und dann ging sie mit ihm zusammen zu ihrem neuen Hause aus. Als sie auf eine Brücke kamen, die über einen grossen Strom führte, der zwischen dem Berge und dem Dorfe lag, warf die Braut ihren Spiegel in's Wasser, als ob er zufällig von ihrer Hand herabfiel und dann fing sie zu weinen an. „Mein kostbarer Schatz ist in's Wasser gefallen, ich kann ohne ihn nicht mit Dir gehen." „Ich werde ihn gleich holen" sagte der Bursche und stieg in den Strom. „Weiter, weiter nach der Mitte zu" rief die Tochter, und der Bnrsche ging immer tiefer in's Wasser und tauchte dann unter, um den Spiegel herauf zu holen. Aber der Topf wurde mit Wasser gefüllt, so dass er ihn in der Tiefe festhielt.

Nun eilte die Tochter nach Hause und erzählte Alles. Der Vater freute sich darüber sehr und lief in Begleitung eines Nachbars an den Fluss. Sie holten den ertrunkenen Burschen aus dem Wasser und fanden, dass es wirklich der alte Affe war, der so viele Menschen gefressen hatte. Das Gerücht von diesem Vorfall verbreitete sich durch das ganze Land; Tag nach Tag kamen Leute zu der Stelle, um den Affen zu sehen.

Der Fürst hörte auch davon, berief die Tochter zu sich und liess sich Alles von ihr erzählen, worauf er sie für den grossen Dienst, den sie dem Lande geleistet hatte, reichlich beschenkte. Sie trug die Gaben vergnügt nach Hause und hatte zeitlebens keine Noth.

Die kluge Tochter.

Die Indische Sage, sowohl der Brahmanen wie Buddhisten ist reich an Erzählungen von bösen Geistern, die Menschen fressen, an Fleisch und Blut sich sättigen und in mancherlei Thiergestalt erscheinen. Sie heissen Rakschas, Rakschasas und sind auch mit den Asuren vielfach identisch. Im Buch Tobias kommt die Sage vor, dass ein Dämon alle die tödte, welche sich mit Sara, der Tochter Raguels vermählten. Schon sieben waren umgekommen, ehe Tobias kam. Dieser Dämon war ein Rakschasa. In Somadeva Bhatta (ed. Brockhaus 2. 24), erscheint ein solcher, der alle Verlobten der Tochter des Königs Devasena in der Brautnacht tödtete, bis er, wie jener durch Tobias — durch den Vidnschaka überwunden ward. In der angelsächsischen Erzählung von Beowulf kommt ein solches Ungethüm vor, das aus dem Sumpf aufsteigt, in die Halle einbricht und die Männer tödtet. „Er packt sie im Schlafe, reisst sie unversehens an sich, biss sie todt, trank das Blut aus den Adern und verschlang sie (vgl. H. Leo: Beowulf p. 71). Grendel wird von Beowulf besiegt, indem er ihr den Arm aus der Achsel riss, wie Viduschaka dem Rakschasa den Arm abhieb.

In ähnlicher Weise kommt ein Rakschasa in weiblicher Gestalt (Somadeva Bhatta 1. p. 94.) tödtet und frisst den Nisathuraka, bis ihn der fromme Sridatta bezwingt. So erscheinen auch in der Erzählung im „Weise und der Thor“ (p. 225) drei furchtbare Schwestern, Rakschasas, Menschen zu fressen gewohnt, die aber ein gutes und heiliges Mädchen verschonen.

Diese Rakschasas erscheinen nun vielfach in Thiergestalt, gewöhnlich in bösen und feindlichen — so in Ebergestalt (Somadeva Bhatta 1. 211.) — hier nun in Affengestalt.

Es ist merkwürdig, dass in der Japanischen Sagen, die ich mittheile, die Affen eine feindselige Natur haben. Auf den Japanischen Inseln an sich haben die Affen, die selten sind, keine Bedeutung, aber im Buddhismus treten die Affen, wie es dort scheint, in einer dem Guten zugewendeten Gesinnung auf.

In Tibet rühmt man sich von den Affen abzustammen (vgl. die Auszüge aus Klaproth bei Ritter Geogr. 2. 192 etc.). Affen sind die Bundesgenossen des Rama, als er gegen die bösen Geister in Lanka (Ceylon) zu Felde zieht. Fünf Affen sagen aus, dass der böse Ravana Rama's Gattin, die Sita, geraubt.

Der berühmte Affenkönig Hanuman war Rama's Abgesandter bei dem König der Rakschasen. Zornig zündet der ihm seinen Schweif an (wie Simson den der Füchse), aber damit verbrennt Hanuman die Stadt —; er sucht ihn im Meer zu kühlen, das ihn wegen der anderen

Thiere darinnen, davon abzustehen bittet — und es trägt noch ein See den Namen Vanara Puchha im Himalaya davon den Namen, dass er darin den Affenschweif gelöscbt hat (vgl. Ritter 3. 898). Affen und Bären halfen dann dem Rama Ceylon erobern. Sie haben anch die Ramabrücke (Adamsbrücke) mit Felsenriffen gebaut.

Auch im „Weisen nnd der Thor" kommt der Affe in gutem Geiste vor. Als Buddha mit seinen Jüngern an einer Quelle ruhte und die Letzteren Wasser holten, um die Opferscbale zu waschen, da kam ein Affe zu Kungawo nnd wollte die Opferschale baben. Kungawo verweigerte es, ans Furcht, er möchte sie zerbrechen. Da sprach Buddba zu Kungawo: „Gieb die Opferschale dem Affen." Er that es nnd der Affe nahm sie, füllte sie mit Honig und brachte sie Buddha. Dieser befahl dem Affen sie von allem Unreinen zu befreien. Er las alle Insekten und Anderes heraus und überreichte sie Buddha wieder. Mit Wasser wurde dann der Honig zubereitet nnd allen zum Genuss übergeben. Der Affe ward darüber so entzückt, dass er vor Freuden tanzte, dabei in einen Abgrund stürzte nnd als Brahmane wiedergeboren ward (p. 348—52). Ebenso erzählte der ehrwürdige Upagupta, dass er schon in der Zeit seiner Thiergeburt als ein Affe Andere bekehrt habe; „Der Affe jener Zeitperiode, der bin ich" (p. 390.)

Demgegenüber erscheint in den Sagen des Pantschatantra der Affe als Freund des Rakschasa nnd als Feind der Menschen (ed. Bentey 2, 354). Er ist grausam nnd undankbar gegen den Vogel Satschimnka (2, 111) und gegen den Sperling, die ihm beide gute Rathschläge gaben.

In der chinesischen Sage wird er verspottet. Der Affenkönig sieht den Meeresschaum, wie er bis znm Himmel steigt, für einen Berg an, will ihn erklettern, springt nnd versinkt, ihm nach alle seine Gefährten (Avadanas ed. Stanislas Julien N. LIV. 1 p. 195). In einer anderen Sage will er, der von einem Tiger bedroht wird, diesen auf ein grösseres Thier verweisen. Der Hirsch, den der Tiger sucht, ist klüger nnd ladet den Hass des Tigers auf den Affen ab. (n. 122. II. p. 147.)

In der muhamedanischen Sage ist er das Zerrbild des Menschen. Muhamed sagt in der 2. Sure (61): „Ihr wisst ja, was denen widerfahren, die den Sabbath entweiht". Wir sagten ihnen: „Werdet Affen und ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft", was er mehrfach wiederholt. Ich habe schon früher (Geschichte der Juden, Ersch. n. Gärber p. XXVII. 168) darauf aufmerksam gemacht, dass Geiger (Was hat Muhamed aus dem Judenthum entlehnt? p. 184) sich geirrt hat, wenn er meint, dass die Sage von der Affenverwandlnng in der jüdischen Tradition nicht vorkäme. Das ist allerdings der Fall. Nur heisst es hier (Sanhedrin 109, a. cf. Jalkut Noah ed. Amsterd. p. 17a.), dass diejenigen, welche in Babel in den Himmel steigen wollten nnd mit Gott Krieg führen, in Affen (*Kufin*), Geister, Dämonen nnd Gespenster verwandelt worden seien. Nach einer persischen Chronik, wie Herbelot berichtet (nnter Firuz ben Balasch), wären Juden, die das Gesetz Mosis nicht gehalten haben, in Affen verwandelt worden. — Das war auch mit den Kerkopen der Fall, als sie Zeus betrügen wollten; sie wurden in Affen verwandelt und auf die Pithekusen (pithekos = Affe) verbannt (vgl. Lobeck, Aglaophamos p. 302 nnd Gerhard, Vasengemälde II. 90, 91, Anmerk. 41, 65). Der Name der Kerkopen hat wohl überhaupt davon seine Erklärung. In Kops ist das Hebräische Kop, Kof, Affe zu erkennen. Das Wort Ker ist wohl von seinem Schwanz zu erklären (cf. Curtius, Griech. Etymol. p. 148).

Aus dem Muhamedanismus stammt offenbar auch die afrikanische Sage (Bleek, Reinecke Fuchs in Afrika p. 141), dass die Menschen, die ursprünglich Fischer gewesen, darum in Affen verwandelt worden seien, weil sie das Gesetz übertreten und am Sonntag gefischt haben. Dass die Affen ehemalige Menschen gewesen, ist auch mexikanische Sage (cf. Müller, Gesch. der Amerikan. Urreligionen p. 481 etc.).

In der Sage von dem Rakschasa, der in Gestalt eines Affen erscheint lässt sich das kluge Mädchen, welches den Affen überwinden will, zwei Geräthe vom Vater geben, einen Spiegel nnd einen Topf. Auch darin erkennt man den religiösen Character der Sage. In den Tempeln der Japaner — zumal der Sinto's — findet man immer einen Spiegel. Er gehört zur heiligen Symbolik des Cultus und bedeutet, dass die Bekenner sich selbst erkennen möchten. Wie in Japan die religiösen Anschauungen der Sintos und Buddhisten gemischt sind, so auch hier. Der Topf bedeutet den bekannten Almosentopf der Bhikschus, d. h. der Asketischen Bettler; ohne ihn war die Erscheinung eines Frommen nicht denkbar. Es handelt sich nun, da es ein Weib ist, nm die Ausstattung eines weiblichen Bhikschus. die ebenso den Topf trägt, wie ein Mann (vgl. Köppen Buddha 1. 375). In der Heiligkeit dieser Gefässe begründet sich, dass der Affe gestatten muss, diese Dinge vom Mädchen mitnehmen zu lassen. Sie kann vom Spiegel sagen, er sei ein grosser Schatz und der Affe muss sich verstehen den Topf selbst zu tragen, der nun das Werkzeug seines Untergangs wird.

Die Verehrung des Spiegels geschah, wie Kämpfer beschreibt (1. 266.), dass der Anbeter zuerst seine Hände aus dem steinernen Wasserfass wusch und „mit ehrerbietigen Geberden und ganz niedergeschlagenen Haupt auf den erhabenen Estrich oder die Gallerie vor dem Tempel, wendet er sich gegen den grossen Spiegel desselben, kniet nieder nnd bengt mit vieler Demuth sein Hanpt langsam zur Erde nieder“ etc. (vgl. Kampfer 1. 260).

III.

Belohnte Kindesliebe.

Ein Kaufmann, der sehr treu und brav war, reiste einmal in der Welt umher, um seine Waaren zu verkaufen. Auf seinem Waarenpack trug er immer das Holzbildniss seines verstorbenen Vaters mit umher. So oft er in ein Gasthaus kam, stellte er das Bildniss auf den Tisch vor sich, dann grüsste er es freundlich, als ob es lebte und reichte ihm verschiedene Speisen. Eines Tages kam er in das Gebirge und irrte in diesem umher.

Endlich erblickte er in der Ferne ein Licht. — Auf dasselbe eilte er zu und kam an einen kleinen Laden, in dem eine alte Wittwe einsam vor ihren Waaren sass. — Er fragte sie, wie weit es noch nach der nächsten Stadt wäre. „Noch ziemlich weit,“ antwortete die Wittwe. Er erzählte ihr hierauf, dass er in dieser Gegend fremd wäre, dass er den Weg verloren hätte und umher geirrt wäre, bis das Licht ihres Ladens ihn hierher geführt habe. Die Wittwe war ihm sehr freundlich, lud ihn ein und setzte ihm zu essen vor. Er dankte und ass. Dann sagte er zu ihr: „Ich kann so spät den Weg zur Stadt nicht finden, darf ich mich in dem Laden über Nacht beherbergen?“ Aber die Wittwe antwortete: „Niemand darf in der Nacht hier bleiben, denn eine böse Schlange wohnt hier, die schon viele Menschen getödtet hat; unter diesen meinen Mann und meine Tochter. Desshalb gehe ich jede Nacht zu meiner Wohnung zurück, die im nächsten Dorfe liegt. Deine Bitte wäre mir sonst ein grosses Vergnügen; aber leider kann ich sie nicht erfüllen.“ „Ich fürchte mich gar nicht vor der Schlange,“ versetzte der Kaufmann, „lass mich die Nacht hierbleiben.“ „Nun, sagte die Wittwe, wenn Du Dein Leben wagen willst, so bleibe meinetwegen hier.“ Also verliess sie den Laden und begab sich zu Hause.

Der Kaufmann stellte nun das Bildniss seines Vaters auf den Tisch und grüsste es wie immer und sagte: „Du wirst sehr müde und hungrig sein.“ Also wusch er ihm den ganzen Körper mit warmen, nassen Tüchern und setzte ihm zu essen vor; hierauf legte er ihn in das Bett und wünschte ihm gute Nacht. Er selbst ging in die andere, kleinere und schlechtere Stube und legte sich ebenfalls schlafen.

Um Mitternacht entstand ein furchtbares Getöse, wie bei einem Gewitter. Der Kaufmann stand auf, um nach seinem Vater zu sehen; aber, wie erschrak er! — als er das Bildniss desselben nicht mehr fand. Er suchte es im ganzen Hause. Endlich hörte er aus dem Keller einen tiefen Seufzer, — und als er die Thür öffnete, erblickte er eine gewaltig grosse Schlange, deren Leib sehr angeschwollen und fast kugelförmig war, Er ergriff schnell eine Lanze und stiess sie ihr in den Kopf. Dann schnitt er ihr mit einem scharfen Messer den Wanst auf, und siehe! da kam das hölzerne Bildniss seines Vaters heraus. Am andern Morgen eilte die Wittwe, früher als gewöhnlich herbei; denn ihre Angst, dass die Schlange den Kaufmann getödtet haben möchte, hatte sie nicht schlafen lassen. Aber wie erstaunte sie, als sie ihn gesund und wohlbehalten antraf und er ihr sein nächtliches Abenteuer erzählte.

In ihrer Freude eilte sie zu dem Fürsten des Landes, der dem braven und treuen Kaufmann ein einträgliches Amt verlieh.

Die Schlange wurde öffentlich für jedermann zur Schau ausgestellt; das dankbare Volk baute dem fremden Kaufmann ein schönes Haus und er blieb zeitlebens dort wohnen, in einer sehr freundlichen guten Weise.

Belohnte Kindesliebe.

In dieser Sage erscheint eine böse Schlange. Dass ein Rakschasa in ihrer Gestalt erscheint, ist nichts auffallendes. An sich giebt es in Japan wenig Schlangen. Es wird von einer Schlange Fibakani berichtet, nach deren Fleisch die Kriegslente begierig sind, weil ihm die Kraft zugeschrieben wird, beherzt zu machen. Das Haus, worin Niemand wohnen kann, weil die böse Schlange Jeden, welcher kommt, ermordet, ist das wahre Vorbild der Märchen, die noch bei uns gang und gebe sind, wo Schlösser vorkommen, in denen Niemand übernachten will, weil böse Geister drinnen hausen, die jeden ermorden. Solches kommt vor in dem Grimmschen Märchen p. 4 von einem der auszog, Gruseln zu lernen, wo schwarze Katzen und Hunde erschienen; auch in p. 90 vom jungen Riesen, der in einer Mühle Ordnung machte, in der sonst Alles todt gefunden worden, von dem verwünschten Schloss p. 121, vom Bruder Lustig, der sich p. 81 mit einem Teufel herumschlägt.

Die Rettung im Japanischen hat eine eigenthümliche lokale Färbung. Der Kaufmann war ein guter Sohn; er trennt sich von dem Bilde seines Vaters (Kami) niemals. Am Todestage feiern noch heute die Japaner die Bilder ihres Vaters mit Opfern verschiedener Art. Der sogenannte Ahnencultus beruht auf der Ehre, die man den Vorfahren zu Theil werden lässt. Diese Frömmigkeit gegen den todten Vater lässt den guten Sohn von dem bösen Geist errettet werden.

Wir haben vielfache Sagen von dankbaren Todten, wie sie zum Theile Simrock in seinen Sammlungen über den guten Gerhard zusammengestellt hat — allein die Lehre die sie enthalten, hat mit dem nichts zu thun, welche das Japanische Märchen zeigt. In diesem zeigt sich uns die Pietät gegen die Bilder von Eltern und Ahnen. In den europäischen Sagen wird die Barmherzigkeit gegen die Leichname Verstorbener gepriesen. Die Todten sind dankbar, wenn man ihre Leichname bestattet und nicht Hunden und Vögeln überlässt. Es war das ein Fluch sowohl nach dem alten Testament, wie in der griechischen Weltanschauung. Grade bei den Buddhisten ist die entgegengesetzte Meinung rege. In Tibet und in der Mongolei werden die Leichname in ummauerten Flecken den Geiern oder in den Städten den Hunden Preis gegeben.

Dort ist es also der Vater, der seinen Sohn rettet, weil er sein Bild ehrt. Hier ist es der Geist des Todten, der sich freut begraben worden zu sein.

Die Schlange ging unter durch das Verschlingen des Bildes wie sie sonst Menschen verschlungen hat.

Ich vermuthe, dass in dieser Erzählung ein mythisches Symbol sich vorstellt, nach welchem die Schlange — das Princip feindlicher Ideen — durch die Sintolehre von der Verehrung der Ahnen überwunden worden sei.

IV.

Der gebesserte Geizhals.

Es wohnte in einem Dorfe, das dicht an einem hohen Berge liegt, ein reicher, junger Geizhals, welcher noch unverheirathet war. Er wollte wohl gern eine schön Frau haben; aber eine, die weder isst, noch trinkt, und doch eine tüchtige fleissige Hausfrau ist. Lange suchte er vergebens.

Eines Tages klopfte Jemand an die Thür. Der Geizhals öffnete die Thüre und sah an derselben ein wunderschönes, junges Mädchen stehen. Es trat ein und sagte zu ihm: „Ich habe von Jemand gehört, dass Du Dir eine schöne Frau wünschest, die weder zu essen noch zu trinken braucht.“ „So ist es,“ erwiederte Jener. Darauf sagte das Mädchen: „Ich esse und trinke nicht, doch kann ich tüchtig arbeiten, willst Du mich zu Deiner Frau haben?“ Der Geizhals willigte ganz erfreut ein, denn er wusste nicht, dass die böse, alte, wilde Katze, die in dem Berge schon viele Menschen gefressen hatte, die Mägdleingestalt annahm, um den Geizhals zu berücken.

Nun wurde die Hochzeit gefeiert. Nach einigen Wochen bemerkte der Geizhals, dass in der Küche viel Reis und Wein verloren ging. „Sollte meine Frau mich belogen haben,“ dachte er, und doch heimlich essen und trinken?“ — und er beschloss, ihr aufzulauern. Am andern Morgen ging er, wie gewöhnlich, zur Arbeit auf das Feld, aber unterweges kehrte er um und schlich in sein Haus zurück, wo er sich versteckte, ohne dass es die Frau merkte. Als er durch's Schlüsselloch blickte, sah er, wie seine Frau das Haar vom Kopfe streifte, ihren Schädel auseinander riss und eine Menge Reis in die klaffende Oeffnung steckte. Man kann sich leicht denken, in welchen Schrecken ihn diese grässliche Entdeckung versetzte.

Aber er beschloss vorsichtig zu sein. Als wäre nichts geschehen, kehrte er am Abend zur bestimmten Zeit in das Haus zurück. Das Weib arbeitete wie gewöhnlich und sagte zu ihm: „Das Bad ist fertig, steige hinein.“ Er that

es; kaum aber sass er in der Badewanne, als diese sich bewegte, und er bemerkte, dass seine Frau dieselbe auf den Kopf genommen hatte und damit dem Berge zueilte. Da zitterte er und flehte zu Gott um Hülfe, und versprach, sich zu bessern, wenn Gott ihn diesmal retten würde.

Als sie in den Wald kamen, schritt die Frau unter einem Baume weg, dessen Aeste fast die Wanne berührten. Schnell entschlossen richtete sich der Mann auf, fasste einen Ast und zog sich an demselben empor, ohne dass die Frau es merkte. Als diese dann vorübergegangen war, kletterte er herab, und schlich ihr, nackt wie er war, nach.

Sie setzte ihren Weg fort, bis vor ihr eine schauerliche Felsenschlucht sich aufthat. Hier angekommen, rief sie ihre Kinder herbei und sagte, sie habe vortreffliche Beute mitgebracht. Als sie aber die Wanne absetzte, sah sie, dass dieselbe leer war. „Ach, ich habe meine Beute verloren," klagte sie. „Ich werde mich in eine Spinne verwandeln und sogleich zurückgehen."

„Bleibe bei uns," riefen die Kinder, denn der Mensch ist klüger als unser einer, und wenn Du zurückgehst, wirst Du Dein Leben verlieren. Sobald Du in sein Haus trittst, wird er auf dem Heerde Feuer anmachen und drei Haare hineinwerfen; dann bist Du festgebannt und er kann Dich mit dem Besen in das Feuer stossen, dass Du verbrennst." Aber die Alte hielt dies für unmöglich und liess sich nicht zurückhalten.

Der Geizhals, der sich hinter dem Felsen versteckt gehalten und alles mit angehört hatte, dankte Gott von seinem ganzen Herzen, welches seitdem vollständig anders und verbessert geworden war, und dann eilte er schnell nach Hause, wo er Vorbereitungen traf, wie er von den jungen Katzen gehört hatte und wartete, bis die schreckliche Spinne kam.

Um Mitternacht sah er plötzlich eine grosse Spinne an der Wand. Er warf drei Haare in das Feuer des Heerdes und schlug die Spinne, ehe sie weglaufen konnte, mit dem Besen herunter in's Feuer. Nach einiger Zeit holte er sie wieder heraus und sah nun, dass es eine grosse, wilde Katze war.

Dieser Vorfall ging dem Geizhals tief zu Herzen und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer er sich durch seinen Geiz versündigt hatte und wurde von nun an ein frommer und wohlthätiger Mensch.

Der gebesserte Geizhals.

Das Märchen vom gebesserten Geizhals enthält eine Menge Züge, denen wir in unserem Sagenschatz begegnen.

Die Erscheinung einer Rakschasa als wilde Katze ist nicht auffallend. Sie ist es, die weit und breit vom Volke als verwandelte Hexe und böser Geist angesehen wird; wir kommen anderswo darauf zurück. Boshaft erscheint sie zumeist auch in den Sagen: Interessant ist die Sage im Pantschatantra, wo Dadhikama als das Bild eines geistlichen Tartüffen erscheint, ähnlich wie sonst der Fuchs auch in der europäischen Sage, mit dem sie oft liirt ist. Von ihr wird gesagt, (ed. Benfey 2. 233), dass sie durch das Zusammenschlagen der wogenden Wellen ihres durch starke Winde bewegten Wassers rauschende Töne hervorbringt, und in Busse, Kasteiung, Gelübden und tiefer Andacht ihr Leben zubringt."

Der Hase sagt von ihr „Nichts von diesem Bösewicht. Es heisst ja: Nimmer sollst du Vertrauen schenken dem Bösen, heuchelt er Busse gleich; auch an Pilgerorten sieht man Büsser, die fröhnen ihrem Hals." Mit Bezug auf ihre Stimme nennt der Targum (Jer. 50, 39) die *Ijim* als Gespenster auch Katzen *Chatulim*. Wie diese Rakschasa sind es Nachtfrauen, welche in der Erzählung von Geroasius v. Tilbury (cf. Jac. Grimm 1013) und in zahllosen anderen Sagen vorkommen (vgl. Zingerle, Sagen von Tirol p. 300). In der obigen japanischen Mittheilung wird die Katze als solche nur nebensächlich erwähnt. Nachdem das böse Weib den Mann, der ihr entronnen, nicht ihren Kindern zum Fressen bringen kann, will sie in sein Haus zurückkehren — aber aus Furcht vor ihm als Spinne. Allerdings kommen bei uns Spinnen meist als gutes Ohmen vor — aber wir finden auch einen bösen Kankerman in Eisels Voigtland v. 159.

In Wolfs deutschen Märchen n. 369, p. 497, wird von einem Hause in Gent erzählt, wo eine Kammer war, aus der Niemand lebendig herauskam. Ein kühner Mann versuchte es doch, legte eine Puppe ins Bett und sich darunter. Da sah er um Mitternacht zwei grosse Spinnen aus einem alten Bilde kriechen und zu dem Bett eilen. Sie setzten sich auf den Kopf auf der Puppe, meinend, sie zu vergiften — aber der Mann sprang hervor, nahm eine Bürste und tödtete sie.

So wollte es gewiss auch die Spinne in der obigen Sage thun, aber der Mann hatte zugehört, wie die Hexe mit ihren Kindern sprach. Die Sage stellt oft dar, dass die Geheimnisse des Bösen durch die Bösen selber herauskommen. Die Kinder meinen, die Spinne sollte nicht zurückkehren. Es könnte der Mann drei Haare nehmen, ins Feuer werfen und sie bannen und tödten.

Aber was sind das für drei Haare! Von wem? Seine eigenen Haare können die Kraft haben, wenn sie etwa ein Opfer darstellen — aber an wen! Wahrscheinlich sind es drei Haare von **Buddha**. Daher wird erzählt, er gab seinen Anhängern Haare seines Bartes oder Hauptes. In den Haaren wurde die Kraft des Menschen gefunden. Was von Simson erzählt wird — dass auf seinen Haaren die Weihe Gottes ruht — muss auch bei Buddhas Haaren eine Bedeutung gehabt haben. Vom Guten gute und segensreiche; vom Bösen — böse Haare. Der Mann überwindet mit den guten Haaren — die er als Opfer in's Feuer wirft — die Kraft des Bösen. Es ist mehrfach erwähnt, dass die Hexen mit ihren Haaren zaubern und bannen. In dem sicilianischen Märchen von den zwei Brüdern (ed. Gonzenbach, n. 40 1. p. 278) heist es: „Die Gewalt der Hexe liegt nur in ihren Haaren, darinn ergreife sie dann, so ist ihre Macht dahin. Die Hexe sagt: Mit einem Haar von meinem Haupte vermag ich Dich in Stein zu verwandeln." Eine Frau (wie bei Müllenhoff Sagen p. 215. 16 (n. 292) erzählt wird) sagt zu ihrem Manne, sie müsse sterben, wenn er ihr nicht von einer schwarzen Frau auf dem Blocksberge drei Haare verschaffe; nur die können sie heilen. Es muss ja solche Zauberkraft gewesen sein, welche in dem Kindermärchen bei Grimm (n. 29. cf. Grimm Myth. p. 959) den drei goldenen Haaren des Teufels zugeschrieben wird. Goldne Haare sind nur rothe Haare.

Wolff (Deutsche Myth. 1. 137. cf. 2. p. 9) meint damit die Erzählung des Saxo Grammaticus (lib. 8. ed. Müller p. 431.) zu verbinden, wo Torkill den Uthgartilocus in der Halle findet und im Schmutz des Aufenthaltes seine Haare unerträglich stinkend findet. Er reist ihm eins aus — aber nur, dass er ein Zeugniss habe, dass er bei Uthgartilocus gewesen sei. Ein dämonisches Haar um Zauberei zu üben war es nicht. —

Der betreffende Mann thut, was er belauscht hat und tödtet die Spinne. Aus Dankbarkeit gelobt er nicht mehr geizig zu sein. Die ethische Lehre des Märchens ist sehr komisch. Sie zeigt, dass wer eine Frau haben will, sie auch pflegen muss. Wer eine solche haben will, für die er keine Ausgaben machen will, der wird einen Dämon finden.

V.

Das Märchen des Momotaro.

(Erster Sohn der Pfirsiche.)

Es war ein altes Ehepaar. Der alte Mann ging zum Berge, um Unterhölzer und Gräser abzuhauen und die alte Frau zum Hafen, um die Kleider zu waschen. Auf dem Flusse da schwammen zwei grosse Pfirsiche herab. Eine dieser war roth und die andere weiss. Die Frau erstaunte darüber und rief aus: „Die Rothe für mich und die Weisse für meinen Mann.“ Da näherten die Früchte sich, und sie nahm diese auf und brachte sie zu Hause, wo sie auf ihren Mann wartete, um mit ihm davon zu speisen. Zeitlich kam vom Berge der alte Mann heim. Er hatte viel gearbeitet und war hungrig. Mit Freude sass er am Tisch, welchen die Frau vorbereitet hatte, und die beiden fingen ganz glücklich die schönen Früchte abzuschneiden an. Siehe da! es erschien anstatt der saftigen Speise, die sie erwartet hatten, ein Kind aus jeder dieser Früchte heraus. Das Wunder der Alten war ohne Grenze. Der Mann konnte nicht sich bewegen, sondern sass wie ein Felsen still und und schweigend und seine beiden Augen waren auf dem Kind das vor ihm lag, festgebannt. Die Frau ihrerseits konnte nicht sich ruhig halten, sondern lief herum wie eine Feder vor dem Wind, mit dem Kind in ihren Armen, das von ihrer rothen Pfirsiche herauskam.

Das Wunder war nun geschehen, aber um so grösser war die Freude. Das Kind aus der rothen Pfirsiche, das zu der Frau gehörete war ein Knabe und das andere aus der weissen Pfirsiche, also der Frucht des Mannes, war ein Mädchen.

Das alte Ehepaar, das kein Kind hatte, adoptirte mit ganz herzlichen Dankgefühl gegen den Himmel diese Kinder,

die in einer so unerwarteten Weise ihnen gegeben wurden und nannte den Knaben „Momotaro“ (der Erste Sohn der Pfirsiche) und das Mädchen „Momoko“ (die Pfirsichtochter), welches man aber gewöhnlich „Schiramomohima“ (Fräulein von der weissen Pfirsiche) hiess. Die Alten erzogen sie mit so grosser Liebe und Sorge, als ihnen nur möglich war.

Die beiden Kinder erwuchsen stark und gesund. Der Junge war tapfer und kräftig und liebte die männlichen Uebungen. Er konnte gut schiessen und gut fechten. Der Bogen und das Schwert waren von seiner Seite untrennbar. Doch tödten wollte er nicht gern. Er begleitete seinen alten Vater in den Berg, wo er alle wilden Thiere zu seinen Unterthanen und Freunden machte und lieber mit ihnen spielte als sie plagte. Das Mägdlein war zart, lieblich und schön und von weiblicher Anmuth und Tugend voll. Sie sah so frisch und rein, wie eine Blume aus, so dass weder Natur noch Kunst zu ihr etwas weiteres beitragen konnten. Sie konnte gut nähen, gut sticken und kochen. Sie half ihrer Mutter in den häuslichen Arbeiten, wie der Junge seinem Vater in dem Berge that. Die beiden jungen Menschen hatten sich untereinander sehr lieb, und waren ihren Eltern ebenso gehorsam und gütig. Als sie mehr wuchsen, so wurden sie immer ehrerbietiger und mit einander geschwisterlicher.

Eines Tages sagte Momotaro zu seinen Eltern: Bitte lieber Papa und liebe Mama! Bereite für mich etwas Hirseklösse vor. Ich werde damit nach der Insel der Teufel fahren, und jenen Schatz, den sie von den Menschen raubten und in der Insel verbargen, wieder zurücknehmen.“ „Gut, lieber Sohn!“ antworteten die alten Eltern und fuhren fort: „Wenn Du so willst, so magst du gehen, doch Du sollst sehr vorsichtig sein, denn die Teufel sind nicht leicht zu behandeln, — wir werden für Dich gleich die Hirseklösse vorbereiten.“ So arbeiteten sie alle zusammen und die Dinge waren bald fertig. Die Klösse wurden eingepackt in den schönen Sack, den das Fräulein von der Weissen Pfirsiche mit eigenen Händen genäht und gestickt hatte. Nun „der Erste Sohn der Pfirsiche“ trug den Sack bei seiner Seite und nahm dann Abschied von den lieben alten Eltern, die ihm sagten: So gehest Du wohl und kämpfest Du mit den Teufeln um der Menschen willen einen guten Kampf,“ und von der lieben Pfirsichtochter, die blos viel Thränen vergoss und nichts sagen konnte. Er tröstete sie und dann ging er fort.

Als Momotare wegfuhr, da flog zu ihm ein Fasan und

sagte zu ihm: „Gnädiger Herr! was hast Du an Deiner Seite?" Das sind die Hirseklösse, die meine Eltern mir gegeben" antwortete Momotaro, „um damit nach der Teufelinsel zu gehen und diese schlechten Wesen zu verfolgen." „Guter Herr, bat der Fasan, gieb mir einen dieser Klösse, und ich will Dir zu der Insel folgen." Gut, sagte Momotaro, und gab ihm Einen. Der Fasan wurde sein treuer Vasall, mit dem er seinen Weg weiter machte. Dann lief zu ihm ein Hund, der ihm sagte, wie der Fasan gethan: „Gnädiger Herr! was hast Du an Deiner Seite?" und Momotaro erwiederte: „Das sind die Hirseklösse, das Geschenk meiner Eltern, damit ich nach der Insel der Teufel gehe und um der Menschen willen die Teufel besiege." „Gieb mir, guter Herr, diesen Einen," bat der Hund, „denn ich will Dich begleiten." „Gut, sagte der Pfirsichsohn, gab ihm einen Kloss und machte ihn zu seinem Begleiter, der ihm sehr gehorsam wurde. Als er mit seinen zwei Dienern weiter fuhr, traf ihn ein Affe, der dieselbe Frage, wie der Hund und Fasan, ihm stellte. Momotaro gab ihm die Antwort, dass er mit den Hirseklössen nach der Teufelinsel fahre, die bösen Einwohner derselben vertreiben und den Schatz wegnehmen wolle, den sie in der Iusel versteckt hielten. Der Affe bat ihn um einen Kloss und wurde sein Diener.

Also mit diesen dreien Dienern kreuzte Momotaro die See, die die Teufelsinsel von dem Festlande trennte. Nach etwas harten Bemühungen erreichten sie alle sicher die Insel. Sie assen zusammen an dem Ufer die Hirseklösse, die sie so weit mitgebracht, und gleich nachdem fingen sie an das Hauptviertel der Teufel aufzusuchen. Nicht weit vom Ufer fanden sie bald eine grosse eiserne Pforte, halb verborgen unter Bäumen und Felsen. Das musste gewiss die Wohnung der Teufel sein; aber wie können sie da hinein kommen? Die Riegel sind fest geschlossen; der Pfirsichsohn und sein Gefolge haben freilich kein Mittel sie aufzumachen. Was werden oder sollen sie thun, um da hinein zu dringen und ihren Zweck zu erreichen?

Ohne ein Aussehen der Verzweiflung, sondern mit den festen Schritten der männlichen Entscheidung, läuft der Pfirsichsohn gleich zur Pforte und stösst mit beiden Händen die Thüre an. Höre! siehe! Es klingt; zurück schlagen die schweren kolossalen Thüren. Der eiserne Riegel ist zerrissen, weit offen steht die mächtige Pforte der Teufel.

Die Unterteufel, die Wache halten, fliehen auf einmal

vor dem braven Sohn der Pfirsiche und der Eingang wird frei. Dieser ruft sein Gefolge ihm zu folgen, das etwas weit hinter ihm still bleibt, durch die wundervolle That seines Herrn ganz erstaunt und nun ziehen sie zusammen durch Felsen und Bäume zu der zweiten Pforte der Teufel vor. Die Thürme dieser Pforte, welche freilich fester und stärker als die erste gebaut war, waren ganz offen gelassen. Auch war da keine Spur der Wache. Sie waren schon geflohen. Hier lag aber eine List. Momotaro ging mit seinem Gefolge ganz ruhig ein und bald erreichten sie die dritte Pforte. Die Entfernung zwischen dieser und der zweiten Pforte war bei Weitem kürzer als jener zwischen der Zweiten und der Ersten. Innerhalb der dritten Pforte, deren Thüren von dem unzerstörbaren Demant bestanden, erschien überall Vorbereitung zum Kampf. Das Klingen der Waffen, das Geschrei der Teufel erfüllte die Luft. Rasch öffnete sich die demantene Thüre und es stand darin eine Schaar von unzählbaren, wohlbewaffneten schrecklichen Teufeln. Zugleich hörte man die Thür der zweiten Pforte schliessen und das erschrockene Gefolge des Pfirsichsohnes sah eine andere Schaar der Teufel von hinten laufen. „Herr!“ schrieen auf einmal der Fasan, Hund und Affe, „wir sind des Todes! Die Thüren hinter uns sind geschlossen, es ist ringsum überall der Feind wir können nicht entkommen.“ „Seid ruhig, ihr zaghafte Freunde,“ antwortete er, „wir sind des Lebens, so lange ich hier bin, können die bösen Teufel Euch nicht berühren, seid nun bei mir und ruhig, ich werde gleich die Teufel unterwerfen.“ — das gesagt, da erhob sich plötzlich von der Schaar ein riesenhafter Teufel, dessen Gestalt auf zum Himmel hoch flog und wie ein Berg erschien. Der war der Hauptteufel, der Teufel von allen Teufeln. Von Zorn und Wuth ganz erfüllt, donnerte er zum dem Pfirsichsohn aus: „Wagst Du das zu sagen, Du kleiner Mensch, kannst Du das thun? ich werde Dir gleich ein Ende machen.“ So richtete der Riesenteufel seine kolossale eiserne Keule auf und wollte den Pfirsichsohn mit einem Schlag vernichten. Die Keule kommt auf ihn wie ein Donnerkeil herab; aber sein Schwert ist mächtiger als die Riesenkeule. Ehe sie ihn trifft, ist sie schon entzwei. Sein Schwert kann selbst Wasser abschneiden, warum denn nicht eine eiserne Keule? Der Teufel von allen Teufeln verliert seine Kraft, zieht sich zurück, und ehe er mit seiner verkürzten Keule den Schlag wiederholen kann, berührt das Schwert des Pfirsichsohnes seinen Leib und die

Riesengestalt fällt, wie ein hoher Thurm durch plötzliches Erdbeben niederstürzt. Doch der brave Pfirsichsohn hat den Teufel nicht abgehauen, sondern blos mit dem Rücken seines Schwertes ihn geschlagen. Tödten ist nicht sein Ziel. Er nimmt das an der Schneide seines Schwertes hangende Seil ab, welches das Fräulein von der Weissen Pfirsiche für ihn gemacht, und ruft seine drei Knechte zurück, die ermuthigt durch die Wunder ihrés Herrn die auch dadurch erschrockenen fliehenden Unterteufel zu verfolgen begannen, und befahl ihnen den ohnmächtig gefallenen Teufel zu binden mit dem Seil. Sie binden seine Hände und Beine ganz fest und er, obschon wieder seiner bewusst geworden, kann er sich doch nicht mehr bewegen.

Die Thüren der zweiten Pforte, welche die Teufel selbst um der List wegen, den Pfirsichsohn und sein Gefolge festzuhalten, geschlossen hatten, standen nun unbeweglich, so dass die fliehenden Teufel gar nicht sie aufzumachen vermochten. Sie konnten nicht anders als sich dem Pfirsichsohn zu ergeben. Also alle die Teufel kamen vor ihm, warfen sich nieder und baten um Gnade. Der Hauptteufel, nun schwach und demüthig that dasselbe. Der Pfirsichsohn begnadigte ihn und seine Unterteufel unter zwei Bedingungen: Erstens: Sie sollen den Schatz, den sie versteckt halten, ihm überliefern. Zweitens: Sie sollen die Insel ganz verlassen und auf ewig unter dem Bann bleiben. Die Teufel nahmen die Bedingungen an, und einige von diesen gingen nach dem Wort des Hauptteufels in seine Höhle hinab, holten den Schatz und legten diesen zu den Füssen des Siegers. Dann befahl er den Teufeln alle die Pforten und die Gebäude auf der Insel zu zerstören. Das thaten sie gleich unter der Oberaufsicht der Knechte des Pfirsichsohnes. Als alles fertig war, machte der Sieger den Hauptteufel los und befahl ihm und den Andern auf einmal die Insel zu verlassen und sie verschwanden auf ewig von derselben.

Nun steckte er den Schatz in den Sack ein, der die Hirseklösse gehalten hatte, liess seine Knechte diesen tragen und dann fuhren alle zusammen nach Hause. Als er seine Eltern und die Pfirsichtochter wiedersah, grüssten sie ihn mit Freudethränen und küssten und gratulierten ihm über seinem glänzenden Erfolge. Kurz nachdem fand die Hochzeit zwischen ihm und dem Fräulein von der Weissen Pfirsiche statt. Den drei Knechten, dem Fasan, dem Hund und dem Affen wurden erlaubt an derselben Theil zu nehmen und jeder dieser

erhielt von dem guten Pfirsichsohn genug Mittel sein Leben ganz glücklich zu führen und ging zu seiner Heimath zurück, wo er bis zum Ende seines Lebens immer in Frieden blieb. Der Pfirsichsohn wurde bald der Herrscher des Landes und man nannte ihn Herr Fürst von der Rothen Pfirsiche.

So endet die Geschichte. Aber lass mich hier ein Wort bemerken. Das Märchen des Pfirsichsohnes ist unter unsern Kindern gewöhnlich in einer noch bei Weitem einfacheren Form gegeben, wo es anstatt der zwei Pfirsiche, der Rothen und Weissen, nur eine giebt, und auch der Teufel ganz allein ohne sein Gefolge lebt. Das ist, was ich, als ein kleines Kind, von meiner Amme gelernt habe. Nachher aber habe ich ein für Kinder gedrucktes Bild gesehen, wo es viele Teufel ausser dem Hauptteufel giebt und dann von einem meiner Freunde gehört, dass es zwei Pfirsiche gäbe, wovon die alte Frau für sich die Rothe wähle, und diese allein zu Hause mitbringe.

In dieser letzten Form, in der ich natürlich noch keine Pfirsichtochter oder das Fräulein von der Weissen Pfirsiche gehabt, sondern blos den Momotaro oder Pfirsichsohn, habe ich einst dieses Märchen mündlich und ganz kurz dem Professor erzählt. Da hat er mir den Wink gegeben, dass offenbar die weisse Pfirsiche fehle, und ich eine Tochter dafür einführen möge, welche den Inhalt der Sage ergänzen könne. Ich habe darüber selbst nachgedacht und auch einige meiner Landsleute darnach gefragt; aber als wedermein, noch meiner Freunde Gedächtniss hat der armen, verlorenen weissen Pfirsiche eine Hülfe leisten können, so habe ich mir die Freiheit genommen, nach dem Wink des Professors eine neue Person in's Märchen einzuführen, welcher ich den Japanischen Edelfrauennamen „Schiramomohima oder Momoko (Fräulein von der Weissen Pfirsiche) gegeben habe. Uebrigens bleibt die Geschichte möglichst treu und original, obgleich ich doch hier bekennen muss, dass ich in den Schilderungen des Hauptteufels und der drei Pforten, den Ideen einiger alten Englischen Dichter ein wenig zu viel gefolgt sein mag.

Momotaro, der Sohn der Pfirsiche.

Die von Kodera mitgetheilte Erzählung unterscheidet sich sowohl von der bei Mitford enthaltenen, als von der in der deutschen Sammlung vortheilhaft dadurch aus, dass hier auf dem Strome zwei Pfirsiche schwammen, von denen die eine roth, die andere weiss war und aus der zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen entstanden sind. Wir werden sehen, warum. Die Thiere, welche dem Momotaro nachfolgen, sind überall dieselben: Hund, Affe, Fasan.

Die Pfirsiche an sich selbst trägt in Japan dieselbe symbolische Bedeutung, welche man in griechischen Sagen bis in das christliche Leben der Granate und dem Apfel zuschreibt. Es würde weit abführen, hier an dieser Stelle die weite Verbreitung des Gedankens, nach welchem Apfel und Granate Liebe und Liebesfrucht — Ehe und Geburt darstellen, zu schildern. Merkwürdig genug ist die Erzählung bei Arnobius (lib. 5, cap. 6 ed. Orelli p. 170, vgl. Paus. und Anderes bei Orelli II. p. 275), nach welcher Nana den Granatapfel, welcher aus dem Blute der Scham des Agdistis entstanden ist, bewundernd in den Busen steckt und in Folge dessen einen Sohn hat. Attis ist das Kind des Granatapfels. Von der Venus wird im alten Gedicht (Antiphanes bei Athenäus p. 84) erzählt, sie habe den Granatbaum in Cypern gepflanzt. Daher klärt sich auf, was in dem Roman von Ktesylla und Hermochares bei Antoninus Liberalis (vgl. Buttmann, Mytholog. 2, 128) vorkommt. Der Jüngling hatte der Ktesylla einen Apfel hingeworfen, auf welchem diese gelobte, seine Gattin zu werden. Sie fand ihn, erröthete und warf ihn zuerst weg. Ihr Vater vermählte sie anders. Sie aber folgte nachher dem Hermochares, den Mann verlassend. Sie starb bei der ersten Geburt. Eine Taube, der Vogel der Venus, flog aus dem Sarg. Das Orakel befahl, einen Tempel zu bauen, welcher der Aphrodite Ktesylla geweiht war. — Von Pluto geht der Mythus, dass er um Proserpina im Schattenreich zuhalten, ihr einen Granatapfel zu essen gab. Darum und aus andern Motiven der Reinheit war es den in den Mysterien von Eleusis Einzuweihenden verboten, Granatäpfel zu essen (Spanheim zu Kallimach, Demeter v. 11). Darum brachte man auch im Tempel der Despoina alle Obstsorten dar, ausser der vom Granatbaum (Pausanias 8, 37). Dahin geht sogar die Erzählung von dem Mönch von St. Gallen (Ekkehard cas. S. Galli cap. 4, cf. Scheffel, Ekkehard p. 416), welcher Frauen und Aepfel hasste. Es hat wohl auch daher den Grund, dass Confucius die Pfirsiche verschmäht und sie beim Opfer im chinesischen Ahnentempel nicht verwendet haben will (chinesisch Thao) (cf. Plath, Nahrung und Wohnung der Chinesen p. 10).

Eine seltsame Sage, die Kämpfer mittheilt (1, 271, bei Brauns fehlen einige markante Züge p. 160), erzählt von einem Ehepaar, das kinderlos war und die Götter um Kinder bat. Da gaben sie der Frau 500 Eier; weil sie fürchtete, es könnten böse Thiere (Drachen) darinnen sein, that sie sie in einen Kasten und warf ihn in den Fluss. Ein Fischer fand sie, dessen Frau wollte ihn wieder ins Wasser thun, aber der Fischer behielt sie. Was konnte ihnen geschehen; sie seien doch schon alt. Sie liessen die Eier durch künstliche Wärme, durch Kissen und heissen Sand ausbrüten. Da kamen 500 artige Kinder heraus. Diese machten ihnen durch ihre Ernährung Sorge, aber sie erhielten sie durch Speise, die mit Artemisia (Beifuss) gemischt war. Als sie erwachsen waren, schickten sie sie fort. Da kamen sie zufällig an das Haus ihrer Eltern. Man erkannte sie bei näherer Erkundigung an der Aufschrift, die das Kästchen getragen hatte. Da wurde ihnen eine Mahlzeit zugerichtet, bei welcher sie jedem Kinde Sokana mit einem Pfirsichblatt zutrank. Daher kommt es, dass an jedem dritten Tage des dritten Monats das Pfirsichfest gehalten wird. Der Pfirsichzweig wird über den Kessel gelegt und darin die Kuchen von Artemisia (Beifuss) mit Reis gebacken. — Die Mutter der 500 wird Benseiten, Benten (als Göttin) genannt und verleiht sie das Glück der Liebe. Die 500 schönen Knaben bilden im Himmel ihr Gefolge. Die Mütter flehen die Götter um gute Männer für ihre Töchter und Töchter bitten um baldige Liebe und Ehe.

Die Erzählung hat ganz buddhistische Färbung. Häufig kommen in den Legenden (vgl. der Weise und der Thor p. 87, 91, 161, 230, 262, 347) Eltern vor, Könige und Brahmanen, die keine Kinder haben, sie wünschen und durch göttliche Hilfe erhalten. Die Zahl 500 ist eine beliebte Zahl. (Der Weise und der Thor p. 37, 281, 726.) Namentlich sind es 500 Kaufleute, die oft genannt werden (vgl. meine Lit. u. Symb. p. 196).

Der Fischer ernährt sie durch Reis mit Artemisia, Beifuss. Selbst noch im deutschen Gebrauch gilt Beifuss als ein Schutz gegen das Böse. Der Teufel kann dem nichts anhaben, der sie trägt. Man hängt die Wurzel über das Thor, dann ist das Haus gegen alles Dämonische geschützt. Wer Beifuss an sich hat, ermüdet nicht, eine Meinung, die mehrfach im Alterthum vorkommt (Grimm, Mythol. p. 1162). Der Aberglaube geht natürlich auf den Namen der Artemis zurück. Artemisia, sagt Plinius (cap. 25 u. 130 ed. Sillig. 4, 414), macht geschützt gegen böse Medicamente, gegen jedes Thier, ja gegen die Sonne. Es ist hauptsächlich an die Artemis von Ephesus zu denken, von der zauberische Mittel und Sprüche ausgingen und welche die Geburtsgöttin und zumal Göttin der Fruchtbarkeit war. Wie das Fest der Benten im dritten Monat gefeiert war, kann man an die Artemisien denken, die dem Monat gleichen Namens angehören, welchen der Monat März (dem dritten von Neujahr) entspricht. Dass ein Pfirsichblatt und Zweig dabei gebraucht wird — entspricht dem, was in „Beifuss" ausgedrückt ist. Denn auch bei den Chinesen war die Meinung, wie Plath berichtet, dass die Geister Pfirsichenholz fürchten. Es geschieht das beim Opfer, wobei man das Blut mit einem Pfirsichstäbchen umrührt. (Die Religion und der Cultus der Chinesen 2, 11.) Pfirsichen werden selbst geopfert vom Landmann im fünften Monat. (Plath, Rel. u. Cultus p. 29).

Daher zog auch Momotaro aus, um die bösen Geister zu bekämpfen, als der Sohn der Pfirsiche.

In unserer Erzählung kommen eine rothe und weisse Pfirsiche vor; ich halte sie für die Bilder von *Sonne* und *Mond*. Sie sind zwei Kinder der Pfirsiche, wie *Apollo* und *Artemis* von der Leto. (Urzwillinge wie Askr und Embla in der deutschen Sage, Grimm 537), Meschia und Mechiana im Bunde Dahesch der Parsen; sie entsprechen offenbar den zwei Sonnenkindern des Gotama, die aus zwei Eiern entstanden sind (vgl. Lit. u. Symb. p. 220). Der siegreiche Drang des Momotaro, gegen die bösen Geister zu ziehen, entspricht der Bekämpfung des Drachen durch die Lichtgötter der Griechen, des Apollo und Herakles zumal. Damit ist wohl in Verbindung zu bringen, dass unter den Thieren, die ihn begleiten wollen, ein *Fasan* ist. Er ist chinesisch mit dem fung hwang, dem Phönix, für eins gehalten (vgl. Kollmann, das Reich der Mitte 1, 248). Das Volk in Japan meint, dass, wenn sein Ruf gehört wird, ein Erdbeben nahe bevorsteht (Mitford Tales of old Japan p. 186). Von der wiederkehrenden *Sonne*, die eine neue Zeit ankündigt, wohl auch ein Bild. Seltsamer ist, weshalb ihn Affe und Hund begleiten, da doch der erste selbst zu den neckischen und bösen Thieren gehört.

VI.

Affe und Krebs.

Einst trafen ein Affe und ein Krebs auf dem Ufer eines Flusses zusammen, der von einem kleinen Hügel floss. Der Affe schlug dem Krebs vor, einen Wettlauf um den Hügel zu machen. Ohne Verzögerung stimmte der Krebs demselben überein, und jedes Thierchen lief seines Weges schnell wie möglich fort.

Der Affe aber sah unterwegs eine Kaki-Frucht auf dem Boden liegend. Er griff sie und frass sie rasch aus. Einen Kern davon behielt er doch bei sich und damit setzte er den Lauf fort. Der Krebs seinerseits fand auf dem Wege einen Reiskloss (dabei ist gemeint ein mit Händen bereiteter Klumpen von gekochtem Reis.) Er pickte ihn auf, aber frass ihn nicht, sondern trotz der Mühe eilte er damit weiter. Als der Krebs an das Ufer kam, war der Affe schon da auf seinen Gesellen wartend. Der Affe sagte ihm: „Oh, kommst Du jetzt? Du bist leider ein Bischen zu spät gewesen.“ „Ja,“ antwortete der Krebs, dem Affen den Reisklos zeigend, ich habe unterwegs diesen gefunden, und mit Mühe habe ich den mitgebracht, vielleicht bin ich dafür so spät gegewesen.“ „Ach, ich habe auch so etwas gefunden,“ sagte der Affe. „Was denn?“ fragte der Krebs. „Ja, ich habe eine schöne Kaki-Frucht gefunden, aber schon aufgegessen siehst Du, doch hier habe ich noch den Kern davon.“ So zeigte der Affe ihm den einzigen Kern der Kaki, den er aufgehoben hatte und sprach: „Du hast den Lauf verloren. Du musst deinen Reisklos als Preis der Wette mir geben.“ „Jawohl“ antwortete der Krebs: „ich habe den ja mitgebracht, um etwas davon Dir mitzutheilen. Nun aber ich will Dir den halben geben.“ „Nein das geht nicht,“ sagte der Affe mit einem bösen bedrohlichen Gesicht, und drängte

darauf: „Ich muss das Ganze haben.“ Der Krebs schien etwas bekümmert, aber bald sprach er zu dem Affen: „Giebst du mir den Kern, den Du bei Dir hast, dann will ich Dir gern meinen ganzen Kloss abliefern. „Gut,“ sagte der Affe gleich, gab dem Krebs den Kern der Kakifrucht, den er nicht brauchen konnte, nahm von ihm den Reiskloss, den er gern essen wollte, und mit diesem lief er geschwind weg.

Der arme Krebs seinerseits ging nach Hause sichtbar zufrieden mit dem Kern. Was will er aus dem kleinen unnützen Dinge machen? Er grub in seinem Garten, steckte da den Kern ein und begoss genügend mit Wasser. Von nun an hütete er ihn alle Tage und sagte zu ihm: „Keime, keime!“ Und nach einigen Tagen keimte der Kern. Der sorgsame Krebs kannte keine Mühe, um das kleine Bäumchen zu düngen, und alle Tage hütete er es und sagte zu ihm: „Wachse, wachse!“ und es wuchs zuletzt zu einem herrlichen Baume. Alle Tage ging der erfreute Krebs unter den Baum und sagte zu ihm: „Blühe, blühe! und bringe deine Früchte.“ So blühete der Baum und alle Zweige wurden mit den Blumen bedeckt, von welchen mit der Zeit die schönen rothen Früchte reiften.

Nun der schlaue Affe, der die schönen Früchte von dem herrlichen Baume schweben sah, stattete einem alten Gesellen einen Besuch ab, den er einst so unfreundlich behandelt hatte, und bot ihm seinen Dienst dar, um für ihn die Früchte von den Zweigen zu sammeln. Der Krebs, der gar nicht auf den Baum klettern konnte, also kein Mittel hatte, womit er die Früchte zu gewinnen vermochte, nahm mit Freude den Dienst des Affen an.

Sogleich lief der Affe auf den Baum, sprang mit grossem Geschick von einem Zweige zum andern, pflückte die schönsten Früchte, frass davon so viel er wollte und die übrigen steckte er in seine Tasche ein. Bat der Krebs um etwas für ihn herabzuwerfen, so warf er an ihn entweder die Kerne oder was übriges, das er nicht fressen konnte, oder einige schlechte, unreife oder schon verdorbene Früchte.

Der Krebs ärgerte sich sehr, aber er war doch nicht so unruhig. Zuletzt, da der Affe schon alle die schönen Früchte gefressen und in seine Tasche eingesteckt hatte, rief ihm der Krebs sanft zu: „Lieber Freund, Du kannst so gut klettern und springen herum unter den Zweigen, kannst Du aber auch herab kommen mit einem Rucke niederwärts?“

Der eitle Affe, so geschmeichelt, vergass sich selbst. „Ja gewiss“ sagte er stolz, und kehrte seinen Körper rasch um. Aber in demselben Moment fielen alle Früchte von seiner Tasche zu dem Boden herab, und ehe er sich hinunter begeben konnte, sammelte geschwind der kluge Krebs alle die Früchte in seinem Keller ein, versteckte auch sich selbst in demselben, machte die Thüre zu und verhinderte den Eingang des Zudringlichen. Der zornige, aber doch verwirrte Affe verfluchte ihn, schwor ihm Rache und lief fort.

Nun fürchtete der Krebs das, dass der Affe mit seinen hundert schlechten Gesellen ihn anzugreifen kommen möchte und hatte darüber schwere Sorge. Aber es kam ihm die Hülfe. Alle seine guten Freunde besuchten den Klagenden, ermuthigten ihn und bereiteten sich für den Schutz und Kampf vor. Die Kastanie, gewiss der tapferste der Freunde, versteckte sich in dem Feuerheerde. Der Mühlstein stieg auf das Dach und lag gerade über dem hintern Ausgang des Hauses, wo der Eimer des schmutzigen Wassers seinen Inhalt auf den Erdboden ergoss. Die Nadel verbarg sich in dem Saucefass und die Scheere blieb mit dem Krebs in dem Keller. Alles war fertig für Schutz und Kampf; und das Haus selbst war offen gelassen.

Zuletzt kam der Affe mit seinen hundert Gesellen, um den Feind, zu dem er ihn doch selbst gemacht hatte, anzugreifen. Voll von Rachegefühl und des Sieges ganz bewusst, stellte er sich vor das Haus, wo der Krebs sich verrammelt hatte. Aber zu seiner Verwunderung fand er das Haus offen gelassen, ohne eine einzige Spur des Schutzes oder der Kampfvorbereitung. Das Wetter war sehr kalt und der Affe wollte sich etwas wärmen. Also ging er ohne weitere Vorsicht für nöthig zu halten in's Haus und stand ruhig bei dem Herde, mit seinem Rücken gegen das Feuer. Aber plötzlich brach die Kastanie aus dem Herde aus und verbrannte ihn am Hintertheil. Rasch lief der erschrockene Affe zu einem hinteren Zimmer und suchte das Saucefass, um mit der Sauce sein verbranntes Theil zu kühlen. Sobald er aber das in Händen nahm, kam daraus die darauf wartende Nadel, die ihn mit grosser Kraft stach. Der Affe ganz erschrocken, zu erschrocken um die Hülfe zu rufen, flog geschwind von dem Zimmer aus und wollte durch den hintern Ausgang entkommen. Aber hier war der Boden so schlüpfrig wegen des schmutzigen Wassers, das der Eimer vergossen hatte, dass der arme verwundete Affe glitt und leibeslang niederfiel.

In demselben Augenblick stürzte sich der vorbereitete Mühlstein von oben herab auf den ausgestreckten Affen, dessen Untergang dadurch fast vollendet war. Denn nun kam der Krebs von dem Keller aus und mit der Hülfe der Scheere, seines fidelen Freundes, brachte er den Feind völlig um, dem zu helfen hundert schlechte Gesellen nicht vermochten, da sie gar nicht wussten, was vorging. So war das Ende des bösen Affens, der den sonst freundlichen Krebs betrog, beraubte und noch tödten wollte.

Affe und Krebs.

Die beiden Erzählungen haben dieselbe Bedeutung.

Es ist ein Kampf des klugen und wohlgesinnten Krebses mit dem Affen, der auch hier als böses Element erscheint.

Der Krebs erscheint gegen den Affen schwach und er kann sich nur mit List vertheidigen. Solche Klugheit wird ihm auch sonst zugeschrieben. Oppian (II. v. 169, cf. Voss de idololatria g. 1328) spricht von seiner Klugheit. Platon nennt den Sophisten einen Krebs (Euthydemus 297 c. ed. Stallb. p. 171) mit einer witzigen Anspielung auf ein anderes Gleichniss, das wir noch erwähnen. Friedrich (Symb. u. Myth. p. 620) führt ein Sprichwort an „In Paguro sapientia (ἐν παγούρῳ σοφία). cf. Dalechamp zu Athenäus lib. VII. p. 319. Auch die Sagen des Pantschatantra malen ihn in seiner Feindschaft gegen die Schlange, die schwarze zumal. Durch List lässt er sowohl den Kranich, der als Wasservogel sein Feind ist, von der schwarzen Schlange durch den Ichneumon tödten (Pantchatantra ed. Benfey II. 118). Es giebt eine Mutter dem Brahmadatta den Rath auf der Reise den Krebs als Geleiter mitzunehmen und er errettet ihn in der That vor der schwarzen Schlange. Benfey (1. 539) theilt noch eine andere Version mit, nach welcher der Krebs sich zum Begleiten anbietet; ohne ihn wäre er durch die bösen Verbündeten, einem Raben und einer Schlange, umgekommen. Er zwingt aber den Raben, indem er ihn an der Gurgel packt, die Schlange zu veranlassen, dem von ihr Gebissenen wieder das Gift auszusaugen. In einer Russischen Sage, auf welche Gubernatis aufmerksam macht (Mythol. Zool. II. 37 7) wird dasselbe von einem Theodoros (nehmlich Brahmadatta) erzählt. Theodoros ist die christliche Form von dem Sanskritnamen. Dass der Krebs ein wirklicher Feind der schwarzen Schlange ist, sagen die Naturforscher selbst; Minasi (vgl. Krünitz 48. p. 200) sah selbst einen solchen siegreichen Kampf des Krebses mit der Schlange.

Die Alten haben dies vielfach bemerkt. Thrasyllus sagte bei Plinius (Hist. nat. lib. 32. p. 55 ed. Sillig), dass die Schlangen keine ärgeren Gegner haben (nihil aeque adversari serpentibus) als die Krebse. Es heilten daher die Krebse gegen Bisse der Schlange (Plin. 9. p. 99). Conrad v. Megenberg (p. 249 ed. Pfeiffer) meinte dies namentlich dann, wenn die Krebse Eier tragen. Wenn, berichtet Plinius, die Sonne im Zeichen des Krebses steht, werden die Schlangen gequält. (serpentes torqueri. hist. nat. (32. n. 55.)

Aelian (hist. an. 17. 1.) hat die Notiz, dass in der Nähe von Ephesus in einer Höhle ungemein schädliche Schlangen seien — aber vor der Beunruhigung des Landes durch sie halten sie grosse Krebse ab, die,

wenn sie heraufkriechen wollen, sie mit ihren Scheeren fassen und würgen. Die Krebse werden als Wohlthäter betrachtet, „weil die Bewohner jener Gegend längst umgekommen wären, wenn nicht die Krebse zufolge ihrer geheimen Natnr den Rand des Sees umgehend und die Schlangen abwehrend den Frieden in dieser Gegend erhielten.“

Wenn nun die Artemis in Ephesus auf Bildwerken von einem Seekrebs begleitet erscheint, so hat dies ohne Zweifel damit Zusammenhang. Artemis ist eine Feindin der Schlangen, daher ist der Seekrebs ihr Verbündeter.

Nach einer andern Erzählung von Aelian (17. 1.) waren die Krebse dem Poseidon geweiht und heilig und gleichsam als seine Geschöpfe unverletzlich und gegen Nachstellungen geschützt. Daraus wieder erklärt sich das Bild, von dem Lippert berichtet (Daktyliothek 1. Tausend n. 812 p. 282) dass Cupido auf einem Delphin in einem Wagen sitzt, den zwei Meerkrebse ziehen. Cupido ist auch ein Herr des Seegottes, für den Delphin und Meerkrebs Symbole sind.

Eine auffallende Mythe ist, die von Apollodor II. 5. 2. und anderen Mythologen wie Eratostenes erzählt wird, dass im Kampf des Herakles mit der Hydra ein ungeheurer Meerkrebs der Hydra gegen den Helden zu Hülfe gekommen sei, den er in den Fuss biss, von diesem aber todtgetreten sei. Man hätte an sich erwarten sollen, dass der Krebs dem Helden gegen die Hydra als eine Schlange hatte helfen sollen, wie er das in der indischen Sage dem Brahmadatte that.

Aber die Mythe gehört einem andern Gedankenkreis an. Sie gehört dem Sternhimmel an. Das Sternbild des Krebses geht im Juni, (am 19.) auf. — Der Junius gilt als der Junonius, welcher von der Hera den Namen hatte. Juno war die Feindin der Herakles, welche auch die Hydra gegen ihn gesandt hatte. Als der Junius sich gegen Herakles mit der Hydra verbunden — da rief Herakles den Jolaus, den Sommerjul, die Sommersonnenwende, nämlich den Julius zn Hülfe. Im Aufgang des Krebses die erstickende Hitze — die Sümpfe schafft — im Julius kommt der Nil, welcher den Sieg über den Typhon bereiten hilft. Es ist diese Mythe vom Krebs und der Hydra, an welche Plato in der oben angeführten Stelle des Euthydemus denkt, wo er die immer wachsenden Köpfe der Hydra, mit den Ausreden der Sophisten vergleicht, denen, wenn ein Kopf abgeschlagen ist, immer wieder ein neuer wächst. Wie gesagt, es ist die einzige Stelle, wo der Krebs mit der Schlange geht, gleichsam wie Herodes mit Pilatus gegen ihren siegenden Feind. Sonst kommen sie immer gegen einander vor — auch in der Aesopischen Fabel lehrt ein Krebs der Schlange, von ihren krummen Wegen zu lassen. Da sie nicht folgt, bringt er sie um, und als sie nun ausgestreckt daliegt, sagt er, so grade hätte sie immer sein müssen. In den japanischen Fabeln ist der Krebs schwächer, als der Affe, er kann mit Gewalt nichts gegen ihn ausrichten, aber gute Freunde, die an sich ebenso schwach sind, verbinden sich mit ihm. Das giebt eine drollige Gemeinschaft; Kastanien, Mühlstein, Nadel und Scheere werden seine Kampfgenossen. Ganz ähnliche Geschichten werden in Grimm's Kindermärchen erzählt. Im Märchen vom Lumpengesindel (p. 10.) reisen Hühnchen, Hähnchen, Ente und Stecknadel und Nähnadel zusammen, die einem Wirth, der hart gegen sie war, hart mitspielten. In p. 27 reisen Esel, Hund, Katze nnd Hahn mit einander und erschrecken eine Räuberbande, dass sie entfliehen und sie nun an die Tafel sich setzen. Am ähnlichsten ist p. 41 von Herrn Korbes. Die

waren mit Hähnchen und Hühnchen und Katze und dem Mühlstein, der Stecknadel und Nähnadel. Sie waren dem Herrn Korbes Feind, worunter wahrscheinlich der reiche dicke hohle Kürbiss gemeint war. Es ging ihm ähnlich wie dem Affen — der Mühlstein schlug ihn zuletzt todt. In dem Märchen sind offenbar wandernde arme Handwerksburschen abgebildet. Nadel und Scheere bedeuten die Schneider. Gewiss auch in den japanischen Märchen. Es kommen freilich in den verschiedenen Versionen der japanischen Erzählung verschiedene Thiere vor. Bei Mitford sind es ein Ei, eine Biene, ein Reismörser und die Seenessel (seaweed). In Brauns japan. Märchen p. 31 sind es blos Ei, Reismörser und Wespe. Der Reismörser steht für den Mühlstein, aber Scheere und Nadel fehlen. Auch die Kastanie wird nicht erwähnt — während statt der stechenden Nadel die stechende Biene oder Wespe tritt. Die Kastanie scheint uns aus echt lokaler Erinnerung, sie ist häufig in Japan und mit viel grösseren Früchten (Kämpfer 1. 132.) Im Long Regret einer chinesischen Dichtung, die auch in Japan viel bekannt ist (vgl. Genji Monogatari p. 11.) heisst es, dass wenn der Zauberer von der Fee Abschied nimmt, sie dem Kaiser zum Andenken eine halbe Steknadel und das Blatt einer Scheere übergiebt.

VII.

Der zungenlose Sperling.

Das kleine Märchen des zungenlosen Sperlings ist eines der bestbekannten unter den Kindern des „Landes des Sonnenaufgangs.“ Erinnere ich mich richtig, so lernte ich das Märchen von meiner Amme, als ich noch kaum ihren Schoos verlassen konnte und seitdem wiederholte ich es fast allemal, wenn der Familienkreis um mich sich befand, wo meine Mama oder eine der alten Tanten immer pflegte zu mir zu sagen: „Du liebes Kindlein erzähle uns mal ein schönes Märchen.“ Die Zeit, wo ich durch den glücklichen Titel „Kindlein“ angerufen wurde, ist mir schon lange vorbei. Aber ich, der in dem hiesigen Kreise (in meinem Hause) gewissermassen wieder ein kleines Kindlein geworden bin, will mit Freuden die komische knabenmässige Geschichte, an die ich mich besser erinnere als die anderen möglichst buchstäblich wiederholen. Sie fängt folgendermassen an:

Es lebten einmal ein alter Mann und ein altes Weib. Der alte Mann fütterte einen Sperling, den er lieb hatte. Eines Tages ging der alte Mann nach dem Berge, um etwas Unterhölzer zu sammeln. Während dessen frass der Sperling diejenige Stärke aus, welche das alte Weib gemacht hatte, um sie zur Wäsche zu brauchen. Das alte Weib hierbei erzürnt, schnitt dem armen Sperling die Zunge ab und liess ihn wegfliegen.

Als der alte Mann von dem Berge zurückkam und sah, was seinem Sperlinge ergangen war, bedauerte er es von Herzen und beschloss, den zungenlosen Sperling wiederzufinden. Er bereitete sich für die Reise vor und ging fort, ausrufend: „Mein zungenloser Sperling, wo bleibst Du, mein zungenloser Sperling?“

Da kam gegen ihn ein Sauceverkäufer, der zwei Eimer voll dieses Artikels auf der Schulter trug. Der sagte ihm: „Wenn Du all' meine Sauce jetzt gleich austrinkst, so werde ich Dir die Wohnung des Sperlings nennen." Rasch trank der alte Mann alles aus. So sagte ihm der Sauceverkäufer: „Gehest Du über jenen Berg, dann wirst Du das Vögelein finden." Der alte Mann dankte ihm und ging den Berg über, ausrufend wie vorher: „Mein zungenloser Sperling, wo bleibst Du, mein zungenloser Sperling?"

Da traf ihn nun ein Nadelverkäufer, der ihm sagte: „Wenn Du alle meine Nadeln jetzt gleich verschluckst, so werde ich Dir die Wohnung des Sperlings nennen." Rasch verschluckte der alte Mann alles. „Gehest Du" sagte der Nadelverkäufer „über jenen Berg, so wirst Du den Sperling sehen." Der alte Mann dankte ihm und ging fort. „Mein zungenloser Sperling, wo bleibst Du, mein zungenloser Sperling?" so rief er noch immer und ging über den Berg.

Nun siehe da fand er eine kleine Hütte vor ihm liegen. Hier wohnte der Sperling mit seiner Familie. Als der alte Mann hinein kam und der Sperling ihn sah, war die Freude beiderseitig gränzenlos. Der Sperling und seine Familie waren ihm höchst freundlich. Sie bereiteten vor ihm einen schönen Tisch, liessen ihn essen und trinken. Es erfreute den Alten sehr.

Zuletzt kam aber die Zeit des Abschiedes. Als der alte Mann dem Sperling mit seiner Familie Dank und Lebewohl sagte, so schenkten sie ihm eine hölzerne Kiste, damit er nach Hause eilte. Nun eröffnete er die Kiste und fand zu seiner Freude viel Gold, Silber und Edelsteine darin liegen.

Da das alte Weib das sah, wurde ihre Gier schrankenlos. Sie bereitete alles für die Reise vor und lief fort den Sperling zu besuchen, den sie einst so schlecht behandelte. Trotzdem aber behandelte der Sperling die Alte nicht schlecht, als sie zu ihm kam. Er behandelte sie gerade wie den alten Mann. Aber als sie im Begriff Abschied zu nehmen war, brachte ihr der Sperling zwei Kisten und bat sie eine von diesen zu wählen. Sie dankte ihm und prüfte die beiden Kisten. Die eine war gross und schwer, die andere klein und leicht; die Gierige nahm die erste. Dann sagte ihr der Sperling, dass sie unterwegs die Kiste nicht öffnen solle und sie schieden von einander. Doch das alte Weib war ungeduldig, und ehe es zu Hause kam, eröffnete sie die Kiste. Was aber bekam sie zu sehen? Anstatt des Goldes, des Silbers, der Edelsteine,

wie sie stark erwartet hatte, da kamen sogleich aus der Kiste alle möglichen Kobolde. Und das alte Weib war zum Tode erschrocken.

Hier endet sich das Märchen. Doch darf ich dazu etwas sagen, meine deutschen Onkel und Tantchen? Bei uns zu Hause, in dem „Lande des Sonnenaufgangs", war einst der Vogel der Wahrheit angekommen, um die schönen Gesänge der wahren Liebe zu singen. Mit Freude und Zufriedenheit hörten Viele ihm zu. Ob der Vogel aber nicht der ganz rechte gewesen war, ob er etwa einen ganz anderen Zweck gehabt, oder ob er wie der Sperling im Märchen die Stärke des gierigen Weibes gegessen hatte; das kann man nicht genau sagen. Doch auf irgend eine Weise lud der arme Vogel auf sich den Aerger der Anderen, die ihm nicht gern zuhörten, und wie der Sperling im Märchen, der seine Zunge verlor, musste or stillschweigend wegfliegen, sonst war sein Leben in Gefahr. Die unschuldigen Zuhörer selbst wurden mit Feuer und Schwert verfolgt und die ganze heilige Sache, wurde seitdem für ein Werk des Teufels gehalten.

Der zungenlose Sperling.

Die Sage von dem Weibe, das ein Vöglein (Kalavinka) seiner Zunge beraubte, weil es ihm die Stärke zur Wäsche genascht, obschon es ihrem Manne lieb war, ist sehr merkwürdig. Es sind darin verschiedene Sagen verfuscht — und seine ursprüngliche Idee ist verblasst; die Motive sind, wie in Kindermärchen natürlich ist, kindisch und klein geworden. Warum das Weib dem Vöglein die Zunge ausschneidet, weil es genascht! Die Zunge ist ja bei diesem Falle nicht hervorragend betheiligt. Blosse Thierquälerei kann nicht angenommen werden —; man hatte eher erwartet, dass sie es getödtet hätte. Dabei war es doch ihrem Manne lieb. Es liegen aber, wie wir bald sehen, tiefere Ideen zu Grunde, die mit anderen uns bekannter gewordenen nahe verwandt sind.

Das Ausschneiden der Zunge war eine Grausamkeit, die in der Welt allen Völkern leider bekannt ist. Aus dem Orient hat sie auch das westliche Europa gelernt. Christliche Zeiten haben sie aus dem Heidenthum entlehnt. Man entriss denen die Zunge, die man nicht wollte, dass sie reden sollten (wie den schwarzen Stummen an orientalischen Höfen geschah), oder man bestrafte die, welche geredet hatten, mit solcher grausamen Stummheit. Diodor (Histor. Biblioth. 1. 78) erzählt, dass bei den Aegyptern dem, welcher den Feinden Geheimnisse verrieth, nach dem Gesetz die Zunge ausgeschnitten ward. — Euclid in Plautus (aulularia act. 2. sc. 2) ist so böse auf seine Frau, weil er sie im Verdacht des Schwatzens hat, dass er ihr die Zunge ausschneiden will. — In der Schlacht im Teutoburger Wald riss ein Germane dem Römer die Zunge aus und sprach: Endlich, Viper, hast Du zu zischen aufgehört (Florus Ep. IV. 12. 37).

Im alten Griechenland kommen die Beispiele treuer Männer und Frauen vor, die sich lieber selbst die Zunge ausrissen, als zu reden, was sich nicht gebührte. Von dem berühmten Redner Hyperides, dem Zeitgenossen des Demosthenes, geht eine doppelte Sage, (Plutarch. Moral. 849. 6. Leben der 10 Redner) dass er entweder sich selbst die Zunge abbiss, um nicht zum Verräther zu werden oder, dass seine Feinde wenn das so zu verstehen ist) sie ihm ausgeschnitten haben. Von den Persern scheinen die Byzantinischen Kaiser die grausame Kunst gelernt zu haben. Cabades der Perserkönig soll Christen haben die Zunge ausschneiden lassen; Kaiser Leo liess denen die Zungen ausschneiden, welche im Jahre 451 sich zu dem Morde des Proterius verschworen haben. (Theophanes ed. Bonn. p. 172.)

Der Araber Walid liess im Jahre 734 dem Metropolitan von Damaskus die Zunge ausschneiden und ihn selbst in das glückliche Arabien als Verstummten transportiren (Theophanes ed. Bonn. p. 641.)

Eine wunderliche Geschichte erzählt Cromer aus der Geschichte des

polnischen Königs Wladislaus II. Dieser im scherzhaften Gespräch mit dem dänischen Grafen Peter, der ihm sehr vertraut war, neckt ihn mit der Untreue seiner Frau. Dieser thnt das Gleiche mit dem König und sagt, wer weiss ob Deine Königin nicht den Dobesso, einen schönen Ritter, der in ihrem Gefolge war, liebt. Der König erzählt dies zu Haus der Königin und diese voller Rache lässt den Grafen bei der Hochzeit seiner Tochter überfallen, blenden und die Zunge ausreissen. — In Stadtrechten, wie in denen der Stadt Brünn, kommt Ausschneiden der Zunge als Strafe vor. Der Papst Sixtus V. gebrauchte dieses Mittel — was etwas weniger als Pressfreiheit ist, um einen Pasquillantan zu bestrafen. (Vgl. Schudt, Jüd. Merkw. II.* 186.)

Die Märtyrergeschichte hat davon zahlreiche Beispiele. Die Urbilder davon sind die Nachrichten der Makkabäerbücher. In dem zweiten Buch (7, 4) wird erzählt, dass dem Aeltesten der sieben Brüder die Zunge ausgeschnitten worden ist.*) In dem vierten Buch (18, 10. ed. Fritzsche p. 371.) befiehlt Antiochus dem vierten Bruder die Zunge auszuschneiden. Dieser spricht: Auch die Schweigenden wird Gott hören (*Σιωπώντων*). Eine Fülle von Beispielen hat Caspar Sagittarius zusammengestellt (De Cruciatibus martyrum, ed. II 1096 p. 288 etc.) desgleichen Gallonus (Cruciatus martyr. Antw. 1608) p. 421. Namentlich werden viele Wunder erzählt von solchen, die durch die Liebe Gottes dennoch haben reden können. Besonders drastisch und grausam werden die Thaten des Vandalen Ilunerich in Afrika geschildert (Vgl. auch Acta S. S. Juli. Tom. 3. 504). Weniger bekannt ist, was vom Leben des h. Montan erzählt wird. Ein Mann Namens Aphrodisius spricht: Gross ist der Gott der Christen und ist bei ihm keine Phantasie (phantasia) noch Trug; will nicht gegen Gott dich erheben, dass die nicht übleres ereigne". Da befahl der Praeses Octavianus: „Ich befehle sogleich die Zunge zu amputiren, damit du Elender nicht mehr redest. Dies geschah, aber durch das Gebet des Montanus redete er doch. (Acta Sanct. Juni III. p. 280.) Papst Leo der 3. soll so misshandelt worden sein; man blendete ihn und riss ihm die Zunge aus und schlug ihn halb todt. Aber doch sei er wieder gerettet und sehend geworden. (Acta. S. S. Juni II. 574.)

2. Dass die Märtyrer, wie die Legende berichtet, nach ihrer Verstümmelung besser geredet haben wie zuvor, erinnert an das berühmteste Beispiel der griechischen Mythe — nach welcher Philomela die Tochter Pandions oder des Pandareus dasselbe durch Tereus erlitten habe. Die Sage bedarf nach ihrem ganzen Umfang eine besondere Betrachtung. Philomela wird von ihrem Schwager Tereus genothzüchtigt; um dies aber nicht von dieser verrathen zu lassen, reisst er ihr die Zunge aus, aber sie thut es doch ihrer Schwester Prokne kund. Beide verschwören sich zu grausamer Rache gegen ihn. In Folge desselben will Terens beide tödten; sie entfliehen. Er setzt ihnen nach. Aus Erbarmen verwandelt Zeus nun Beide in Vöglein. Philomela, die schweigende wird eine Nachtigall.

Von den verschiedenen Autoren, welche dieses tragische Bild erwähnen, sind es doch eigentlich nur **zwei**, Apollodor und Ovid, welche ausdrücklich von der Ausschneidung der Zunge berichten. Der erste (Bibl. III. 14. 8.) sagt „er schnitt ihm die Zunge aus; sie aber

*) Das hebr. *Chorus* Lev. 22. 22, welches die LXX. von geschnittener Zunge zu verstehen scheint, heisst nur getheilte Zunge.

webte die Worte in das Gewand und erzählte dadurch der Prokne ihr eigenes Geschick."

Ovid (Metamorph. VI. 423 etc.) erzählt die ganze Geschichte mit seiner poetischen Gabe: (Tereus) schneidet

Weg mit dem Stahle die Zunge; es zuckt inwendig die Wange,
Zitternd liegt sie und lallt im dunkelen Staube die Zunge
Und wie getrennt enthüpfet der Schwanz der verstümmelten Natter
Zappelt sie als ob sterbend der Eignerin Spuren sie suche.

Auch hier wird erzählt, dass Philomele erzählt habe, was ihr begegnet:

„Und dem weissen Gespinnst durchwebte sie purpurne Zeichen
Rüge des schnöden Verraths." (Voss.)

Aber wenn auch nur diese Autoren der ausgeschnittenen Zunge gedenken, so gehört doch die That des Tereus unbedingt zur Sage selbst, die von den Autoren mannigfaltig beachtet und doch wenig verstanden wird. Auch die Verwechslung, nach der in manchen Berichten Prokne zur Nachtigall, Philomela zur Schwalbe wird, beruht auf diesem Missverständniss. Philomela ist die Sängerin; grade sie, welche später singen konnte, die verlor als Mensch die Zunge. Tereus wollte sie verstummen machen und sie erhebt trotzdem ihr wunderbar rührendes Lied.

Eine ähnliche Deutung empfängt das japanische Märchen vom Sperling, wie weit es auch davon entfernt sei. Eine andere Fassung findet sich in Brauns japanischen Sagen, die nicht so gelungen scheint. Es ist das Märchen eines der eigenthümlichsten Buddhistischen Gleichnisse.

Vom Kalavinka, dem Sperling, gilt eine Idee, wie sie sonst von der Nachtigall gilt. Wie bei den Esthen die Sage geht, dass es die Stimme ihres Gottes Wänemanen ist, wenn die Nachtigall singt, — wie es eine Erzählung giebt, dass einst in der Mainacht das Paradies wiederkehren wird und tönt dann die Stimme der Nachtigal wie aus einer fremden Welt — so sagt man auch in Japan, dass Kalavinka ein Paradiesvöglein ist, das wie die Stimme Buddhas sich anhört. (cf. Gonji Monogatari ed. Kenchio Lond. 1882. p. 148). In einer buddhistisch-mongolischen Sage (Jülg. Mongol. Sagen p 205) treten bei einem wunderbaren Gebet Himmelszeichen ein; Blumenregen fällt von oben herab und des Kalavinka melodische Vogelstimme liess sich hören. (In anderer Form in den Sagas from the far East. Lond. 1873. p. 268). Im „Weisen und der Thor" p. 289, wird von den acht Stimmarten erzählt. Die achte ist Buddha's, welche diese haben, sind Inhaber alles Tugendsegens; wenn sie geistlich werden, sind sie ohne Zweifel Buddhas.

Zu den 32 Kennzeichen Buddha's gehört eben auch seine Stimme. Burnouf führt verschiedene Stellen über die Stimme Buddha's an, die wie Brahma's klingt. „Es ist der Bhagavat, der den Ton der Stimme von Brahma hat, nehmlich die Stimme eines Sperlings (Passereau, Karavika). „Sie sammelten mit Genie und Beifall die Reden von Bhagavat, welcher mit seiner Brahmastimme sprach, fast wie die eines Sperlings, angenehm dem Ohr und die für das Herz der weisen Leute war wie ein Ambrosiaregen. (Lotus de la bonne loi p. 566.)

Der Kalavieka in der japanischen Sage ist Buddha selbst. Darum liebte ihn der gute Mann so sehr; sie war eine Feindin der Lehre. In der japanischen Sage stellt umgekehrt zu den Gedanken des Ostens mehr das Weib als der Mann das böse Prinzip vor. Das Weib mag den Sperling nicht leiden und schneidet ihm die Zunge aus, was sonst

Tereus mit der Philomela thut. Zu den Zeichen Buddhas gehört auch eine lange und dünne Zunge. Auf das „Lange" ward der Nachdruck gelegt. Es heisst von ihm und Tatagatha „dass ihre Zunge aus ihrem Munde hing und reichte bis zur Welt des Brahma (Lotus p. 334. Vgl. Kern Buddhisme in Indie I. p. 269). Es werden auch Bilder mit solcher Zunge dargestellt.

Wie dieser, was J. G. Müller (amerikanische Urreligionen p. 581 etc.) interessant bemerkt, hat der mexikanische Quexalkoatl eine lange herausgestreckte Zunge. Er hatte den Kopf eines Sperlings mit rothem Schnabel; die Zunge hing ihm weit heraus (p. 584). Diese Zunge mit der Buddha seine melodiösen Lehren gab, schnitt ihm das sündige Weib ab.

Warum that sie das? Weil der Sperling von der „Stärke" ass, die sie zur Wäsche gebrauchte! Es kann nicht anders sein. Das Weib kann dem Vöglein nur darum die Zunge abgeschnitten haben, dass es nicht mehr singen und sagen sollte. Er muss sie durch sein Picken nach der Stärke von einer fleischlichen Sünde haben verhindern wollen. Mehl und Mehlteig haben manche Beziehungen zur Ehe. Wie die römische Ehe von dem bei der Hochzeitsceremonie gebrauchten Far (ador) den Namen Confarreatio trug, so thut in Dsaya in Tibet der Brautwerber etwas Mehlteig (Thanpa) in das Haar der Braut und die Ehe ist geschlossen (Ritter, Asien 4. 204). Gerstenbrei bringt in verschiedenen Sagen Fruchtbarkeit hervor. (Jülg p. 208 u. w.)

Dass die Sage einen mythischen Hintergrund aus Buddha's Lehre hat, bezeugt auch den Fortgang der Sage. Der Mann zeigt sich untröstlich über die Behandlung und Entfernung des Kalavinka. Er macht sich auf, ihn zu suchen — immer ausrufend: Ach mein zungenloser Sperling, mein zungenloser Sperling. Aber wo soll er ihn finden: Da begegnet ihm ein Mann, der zwei Eimer Sauce (?) auf der Schulter trug, der sagte zu ihm: „Trinkst Du alles das auf einmal aus, dann wirst Du es finden." Er that's und erhielt die Weisung über einen Berg zu gehen. Und er ging dahin immer sehnsuchtsvoll sein Vöglein suchend. Da begegnete er wieder einem Mann, der ein Nadelverkäufer war. Verschluckst Du, sprach er, alle meine Nadeln auf einmal, dann sollst Du auch Dein Vöglein finden." Und sehnend rufend: „Mein zungenloser Sperling", ging er über einen andern Berg, da fand er ihn.

Das sind nun echt buddhistische Prüfungen. Wie jener König, um die Lehre zu empfangen, sich 1000 Nägel einschlagen liess, in einen Feuerpfuhl sprang, seine Haut sich zu Schreibeblättern ablösen liess. (Weise u. der Thor p. 8.)

Es sind Prüfungen, wie sie in andern ähnlichen Vogelsagen vorkommen, die diesen entsprechen.

Unter mongolischen Sagen kommt eine von einem „Weissen Vogel" vor. Ein Mädchen wird ihm vermählt, verliert ihn durch bösen Rath eines Weibes — er ist ein verwünschter und verwandelter Held — und sucht ihn mit unglaublicher Treue. „Mein lieber Gatte, mein liebes Vöglein" so ruft sie und sucht ihn, bis sie ihn erlösen kann (Sagas from far the East. p. 94).

Eine ähnliche Sage ist die in Sicilien erzählte, wo die Verwünschung eines Mannes in einen grünen Vogel stattfindet, der ein treues Mädchen sucht. (Gonzenb. sicil. Märchen p. 187 m. 27.) Von einem ähnlichen Wundervogel ist bei Kremnitz (Rumänische Märchen p. 214) zu lesen. In Tausend und eine Nacht (ed. Habicht, Hagen u. Schall.

10. p. 19) wird von dem Bülbülhesar erzählt, dem Wnndervogel, der die Eigenschaft hat alle Vögel an sich zu ziehen, dass sie mit ihm singen.

In allen sind mythische Hintergedanken, auf die wir hier nicht eingehen.

3. Im Japanischen Märchen findet der gute Mann den Vogel in seiner Familie — er wird da gut aufgenommen; man giebt ihm beim Weggange einen Kasten, worin Perlen nnd Edelsteine sind. Die Frau fängt nun auch an, als sie das sieht, Verlangen zu haben; der Maun sagt ihr den Weg; ihr werden keine Prüfungen auferlegt, aber als sie hinkommt, empfängt sie zwei Kisten von denen sie wählen kann; sie wählt die grosse nnd findet lanter Kobolde.

Mann und Weib stehen nebeneinander, wie geistlich und materiell. Der Mann sucht Buddha — das Weib verfolgt ihn. Der Mann empfängt den Lohn der guten Werke; das Weib, das aus materiellem Interesse kommt, erhält ihre Strafe. Ob nrsprünglich die Sage mit diesem Znsatz versehen gewesen, ist nicht sicher, denn es scheint unwahrscheinlich, dass das Weib gewagt habe, zn dem zu gehen, der es misshandelt hat — aber Eigennutz und Gewinnsucht verblenden den Menschen und rauben ihm die Ueberlegung. Die Parallele mit der Sage von Philomela und Tereus liegt auch in diesen, Gedanken nicht so fern, aber es fehlen doch in dem Japanischen Märchen die thierische Sinnlichkeit, die thierische Mahlzeit und die Klagen der Frauen. —

VIII.

Die dankbaren Thiere.

Es gab einst einen guten Bauerburschen. Er ging eines Tages, auf der Schulter einen Korb voll Pfirsichen tragend, durch einen Wald, um die Früchte in der Stadt zu verkaufen. Da traf er einen Knaben, der mit einer Wasserjungfer vergnügt spielte, die er an einen Faden gebunden hatte. Der Bursche rief zum Knaben: „Gieb mir diese Wasserjungfer." „„Ich kann nicht mehr spielen, sagte der Knabe, wenn ich dir diese gebe."" „Aber, sprach der Bursche, willst du sie mir für einige von meinen Pfirsichen geben?" „„Jawohl, sehr gern,"" antwortete der Knabe, der die schönen Früchte gern haben wollte, und gab ihm das arme Thierchen, der seinerseits dem Knaben gleich eine Anzahl Pfirsichen schenkte. Der gute Bursche setzte die Wasserjungfer sogleich frei und ging weiter, bis er an den dichten Theil des Waldes kam, wo er ein hungriges Aefflein überlaut nach Speise schreien hörte. Da jammerte den Burschen das Aefflein, dem er einige seiner Pfirsichen zu warf, um ihn vom Hunger zu retten.

Als er weiter ging und an ein Ufer kam, da fand er drei Knaben, mit den Stöcken eine grosse Schildkröte schlagen, welche sie in dem Strom gefangen hatten. Das bedauerte der junge Bursche und sagte zu den Knaben: „Vertauscht Ihr Eure Schildkröte gegen meinen Korb Pfirsichen?" Die Knaben freuten sich das zu thun und der Bursche liess die Schildkröte in den Strom hinein und ging fort.

Bald kam er vor das schöne Schloss eines Fürsten, wo er an dem Thor eine Aufzeichnung erblickte. Es stand da geschrieben mit grossen Buchstaben: „Es nistet ein Kranich auf dem Tannenbaum, der von hier eine Meile jenseits des grossen Stromes steht. Wer das junge Kranichlein in dem Nest, lebendig und ohne ihm einen Schaden zu thun fängt, der mag die

Fürstentochter heirathen.“ Der Bauerbursche wollte das Spiel versuchen — und ging gleich nach dem Strom. Der Strom aber hatte keine Brücke, auch war darauf kein Boot zu finden. Der Bursche stand da am Ufer, fast verzweifelt. Siehe! da schwamm die Schildkröte, die er von den grausamen Händen der Knaben gerettet, herzu, und trug ihn auf die andere Seite des sonst unübersetzbaren Stromes. Dann eilte er, indem er der dankbaren Schildkröte viel Dank gesagt, nach dem Tannenbaume. Aber wieder zu seiner Verzweiflung war der Baum ungeheuer hoch, so dass er kaum darauf klettern konnte, Da kam nun zu ihm das Aefflein, das er vom Hunger gerettet und sagte: „Warte, mein Wohlthäter, einen Augenblick! Ich will den Kranich Dir sogleich holen.“ Und hinauf kletterte das Thier den hohen Tannenbaum, fing den jungen Kranich lebendig und ohne Schaden und kam damit hinunter. Der Bursche dankte ihm und eilte mit dem jungen Vögelein zu dem Fürsten, um die Hand seiner Tochter zu fordern. Der Fürst konnte ihm die Hand seiner Tochter nicht versagen, obgleich er ein armer Bauerbursche war. Also die Hochzeit wurde bestimmt. Da aber sassen beim Hochzeitstische drei Mädchen, die in derselben Weise angekleidet waren; unter ihnen befand sich die Fürstentochter, ohne dass der Bursche sie kannte. Der arme Mensch hatte aus diesen seine wirkliche zukünftige Frau zu entdecken. Er war nicht wenig beängstigt. Er wusste nicht, welcher er seinen Pokal schenken sollte. Da flog aber die Wasserjungfer herbei, die er vom Faden eines Knaben befreit, und die verweilte über dem Kopf des Mädchens, das in der Mitte stand und der Busche vermochte nun seine wirkliche Braut zu finden. Er gab also zum Wunder aller Beiwohnenden seinen Pokal dem mittleren Mädchen, das die wirkliche Tochter des Fürsten war und die Hochzeit endete in Freude und Frieden, denn der Fürst dachte, dass der Bursche ein guter himmlisch gesegneter Mensch war, und die Tochter fand ihn auch liebenswürdig. Der Fürst beschenkte den Burschen mit reichen Gütern und verschiedenen Schätzen und hielt ihn in Ehren, und seine Familie ward gross und reich.

Wer selbst ein Thier von der Noth rettet, dem wird es Gott vergelten; merkt euch dies, ihr Kinder, und seid keinem Thier grausam.

Kranich.

1. In der japanischen Welt hat der Kranich eine tiefere Bedeutung als bei den westasiatischen und europäischen Völkern.

Was seinen Namen Tzuru angeht, scheint dieser allerdings mit den slavischen Benennungen für Kranich übereinzustimmen (polnisch zoraw, serbisch zeraw, wendisch zorraawa, russ. schurawl).

Man darf annehmen, dass darin der durchdringende Laut seines Geschreies ebenso offenbar wird, wie im hebr. A-gur, lat. grus, griech. *γέρανος*, crane, kranich.*)

Die Naturforscher nennen den weissen japanischen Kranich daher mit Recht auch den Sibirischen.**) Er ist ein Gast der japanischen wie der sibirischen und amerikanischen Küsten. Sie werden mit den Jahren schwanenweiss. Sie sind scheu vor den Menschen, aber vertheidigen ihre Nester auch muthig gegen diese. Sie werden aufrechtstehend gegen fünf Fuss hoch. Von ihrer Tapferkeit und Klugheit gab ein Herr von Seifertitz aus der Lausitz (in Brehm's Ornis 1—3. cf. Voigt: Zoologie 2. 356) interessante Nachrichten. Besonders charackteristisch ist ihre würdevolle Haltung, mit der sie unbeweglich auf einem Fuss stehen — was sie eben zum Bilde Buddha's gemacht hat, der ebenso unbeweglich meditirt, das ihn Vögel für einen Baumstamm hielten und auf sein Haupt ihre Eier legten. cf. die Avadanas ed. Stanislas Julien II. p. 41. Demgemäss erzählt man, dass in älterer Zeit der Mikado von Japan verbunden war, alle Morgen etliche Stunden mit der kaiserlichen Krone auf dem Haupt, wie eine Säule auf dem Thron, zu sitzen, ohne Hand oder Fuss, Haupt oder Augen oder sonst irgend einen Theil seines Leibes zu bewegen (Kämpfer, übers. von Dohm, 1 p. 175.) Der Mikado war der kaiserlich-königliche Kranich. Er durfte früher nur für ihn allein geschossen werden, sein Bild schmückte die kaiserlichen Gemächer. In älterer Zeit musste der Szögun dem Mikado jedes Neujahr einen weissen Kranich mit schwarzem Kopf schenken. Noch in neuerer Zeit wird am neuen Jahr am Hof des Mikado Kranichsuppe hochgehalten.

So sehr galt der Kranich als das Abbild eines buddhistischen Asketen, dass man in der Sage vom Kranich und dem Krebs, die in Pantschatantra und sonst erscheint, unter dem Bilde eines Kranichs die heuchlerische Natur verspottete, welche sich blos fromm stellt, um besser sündigen zu können.

Dabei wird aber noch eines andern merkwürdigen Symbols des Kranichs Erwähnung gethan. Im Pantschatantra (ed. Benfey 2 p. 58)

---

*) Vgl. Curtius, Griech. Etymol. p. 176. — Jac. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache p. 399, C. Pott, Fick, Dieffenbach etc.

**) Grus japonensis, ardea bucogerana. Grus bucogeranos.

heisst es: Den Hals gekrümmt auf einem Fuss, wie auf einem Stengel stehend, wusste es der Kranich so einzurichten, dass ihn die Fische für eine Lotusblume halten konnten. Mit einer Lotusblume wird er auch in der andern Version der Sage (wie sie Kern, Buddhismus, ed. Jacobi 1, 329, mittheilt) verglichen; dort heisst es: „dass der Krebs des Kranichs Hals hindurchschnitt, wie man einen Lotusstengel mit einer Scheere durchschneidet." Ohne Zweifel hat dazu das beigetragen, die Haltung des Kranichs wegen der buddhistischen Meditation noch heiliger zu machen. Der Lotus (Nymphaea speciosa) war ja die wunderbare Blume, deren Stengel wie Schilfrohr aussieht, mit welcher der Buddhismus zumal so viele tiefgehende Symbole verbindet. Sie trägt Buddha selbst; als Padme erscheint sie — den heiligen Geist in der buddhistischen Trinität vertretend — in der berühmten Formel: Om mani padme hom. Vgl. mein Buch: Aus Lit. u. Symbolik p. 241.

Es berührt das Sonnenbild des Kranichs, wenn von dem chinesischen Phönix geschildert wird, dass er eine Stirn des Kranichs habe. (Kollmann, Das Reich der Mitte, 1 p. 252.)

Der Gewinn eines Kranichs ist der Mittelpunkt des obigen Märchens. Wer ihn dem Fürsten bringt, lebendig und ohne ihm Schaden zu thun, der wird die Fürstentochter haben.

Dazu hatte der junge Landmann wohl Lust, — aber er würde es nie erreicht haben, ohne die dankbaren Thiere.

Die Schonung der Thiere ist ein wesentliches Element buddhistischer Lehre. Man soll sie nicht tödten noch quälen. Dass in ihnen als Thiere wiedergeborene Menschen sich befinden können, ist eine immer wiederholte Meinung. Um so mehr machte man in dem Volksbewusstsein geltend, dass Liebe gegen die Thiere geübt, für den Menschen selbst einen segensreichen Erfolg haben könne.

Thiere, welche aus ihrer Noth gerettet würden, seien allezeit dankbar, — und es ist keines so geringfügig, um nicht helfen zu können. In meiner Abhandlung vom dreifarbigen Stein habe ich von solchen gehandelt. (Aus Literatur und Symbolik p. 229.) Die gerettete Schlange, trotz ihrer sonstigen Feindschaft, bringt doch das Köstlichste aller Dinge, den Wunderstein. Die japanische Sage lässt in derselben Weise den Jüngling den Kranich gewinnen mit Hülfe des Affen. Affen und Kraniche sind an sich Feinde. Die Kriege, von welchen Aristoteles erzählt (vergl. Bochart, Hierozoicon 2, 78), die die Kraniche mit den Pygmäen führen, beziehen sich wohl auf ihre Feindschaft mit den Affen. Die Affen sind, wie wir sahen, in der buddhistischen Sagenwelt feindliche Thiere. Diese ihre, den Kranichen gefährliche, Klugheit wird hier angewendet, um dem Jüngling den Kranich gewinnen zu lassen, mit dem er beim Fürsten sein Glück macht.

Wenn die Buddhisten in das Paradies gehen, — haben sie ihren Sitz wie Buddha auf der Lotusblume. Der Kranich ist noch heute im Volke der Japaner so geehrt, dass sie ihn, wie Kämpfer von Bauern und Fuhrleuten hörte, noch immer: O Tzuru Sama, grosser Herr Kranich, nennen.

Ich habe die Vermuthung, dass das Lotusbild vom meditirenden Kranich noch zu anderen ferner liegenden Sagen beigetragen hat.

2. Am bekanntesten ist uns die Erzählung von den Kranichen des Ibykus. Der Dichter dieses Namens wird von Räubern erschlagen; hilflos ruft er die Kraniche, die im Flug vorüberziehen, ihn zu rächen an.

In der That kommt durch sie die böse That an's Licht. Im Theater, wo die Räuber sitzen, wird ein Schwarm Kraniche gesehen. Es ruft der Eine aus: Sieh da, die Kraniche des Ibykus. Diese Aeusserung führt zur Prüfung und Entdeckung. Ibykus, der Dichter, hat um 530 v. Ch. gelebt, aber erst ein Autor aus dem Jahre 100, Antipater von Sidon berichtet sie. Auch über den Ort der That sind die Erzähler nicht einig. Jamblichus*) freilich nennt unwissend, die sie nicht nach Croton verlegen, aber weil Ibykus aus Rhegium war, wurde sie auch dahin getragen (Schneidewin: Ibyci Reliquiae p. 28). Die Ansicht, dass der Schauplatz des Mordes bei Corinth gewesen, wurde von Neueren und im Gedichte Schillers betont.

Aber man erzählt sie auch nicht von Ibykus allein.

Im Orient erzählt man dieselbe Thatsache von einem Derwisch Danadil. Räuber haben ihn erschlagen. Kraniche sind vorübergezogen. Später fanden sie sich an einem Gebetsplatz und Einer, der wieder die Vögel sieht, ruft aus: Was fordern die Kraniche Danadils Blut! Die Entdeckung ist in Rakka geschehen. Der Name erinnert an Rhegium.**)

Aehnliche Sagen giebt es von Raben, die die Mörder des h. Moinrad ans Tageslicht bringen (vgl. Osenbrüggen, die Sage des h. Moinrad). Zürich 1861 p. 8 u. 9.)

Noch näher ist die Sage, die aus der Nähe von Glückstadt erzählt wird. Enten bringen den Mord eines Handelsmanns heraus, den in der Marsch ein Tagelöhner erschlagen hat. Vierzig Jahre lang war es verborgen. An derselben Eiche, wo er gemordet, flogen die Enten über sein Haupt. Er erschrak und gestand.

Berühmt im Mittelalter war die in Boner's Edelstein cap. 61 (ed. Pfeiffer p. 106) erzählte Geschichte. Des Königs Schenk erschlägt einen Juden. Ein Rebhuhn kommt geflogen. Da spricht der Schenk übermüthig: Jude nun wehr' dich!

„Don Tot, den ich Dir nu an tuon
Den wird offnende daz Rebhnon."

Als er später an des Königs Tafel ein Rebhuhn sieht, lacht er. Der König fragt nach dem Grund und der Schenk, denkend, es sei ja nur ein Jude, der erschlagen ist, erzählt seine Geschichte. Aber der König liess ihn hängen.

Die Juden erzählen im Mittelalter ähnliches von einem Fasan. Der Erschlagene hat diesen angerufen. Bei des Königs Tisch soll der Mörder einen Fasan zerlegen. Er zittert und das fällt auf. Nähere Nachforschung bringt es an den Tag. (Schudt Jüd. Merkwürdigkeiten lib. VI cap. 13. (II. p. 231.) Der Sinn der Erzählung ist, dass kein Verbrechen verborgen bleibt und dass Einer ist, der alles sieht. Diese Allwissenheit schrieb das heidnische Volk der Sonne zu. In dem Kindermärchen bei Grimm erscheint daher an der Stelle der Vögel die Sonne. Der Erschlagene hatte gesagt: die Sonne wird es an den Tag bringen, und sie brachte es an den Tag. Der Mörder sah am Morgen die Sonne an der Wand und sprach: „Die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht." Aber die Aeusserung fiel seiner Frau auf. Endlich sagte er es ihr — und sie allen.

Man hat schon früher die Erzählung von den Kranichen des Ibycus für eine Mythe gehalten; Ibykus bedeutet wie Ibyx den schreienden

*) Leben des Pythagoras, ed. Kiessling cap. 29, 1 p. 269.
**) Diez, Denkwürdigkeiten von Asien 2, 239.

Kranich. Allerdings ist der Kranich eben in seinem Bilde als Lotus auch das Symbol der Sonne gewesen. Die Sonne (hiranyagarbha. cf. Senart legende du Buddha p. 404) schwimmt wie der Lotus auf dem Himmels-See und giebt Leben überall. Darum weiss sie Alles. Der Sonne Bild ist im Buddhistischen Symbol der Kranich, wie es anderswo der Schwan ist.

Auch die weitverbreitete Sage von der Wachsamkeit des Kranichs schliesst sich an die Symbolik an. Man behauptet, dass sie zur Nachtzeit auf ihren Zügen, wo sie sich niederlassen, Wachen halten, die auf einem Fuss stehen — und mit dem andern einen Stein halten. Schliefen sie ein, so fielen die Steine herab und weckten sie auf. Die Naturforscher (cf. Levison, Zoologie der Alten p. 370) wollen das dem Plinius nicht glauben; Alexander der Grosse wollte dies nachmachen. Wenn er wachen wollte in der Nacht, hielt er mit einer Hand eine Kugel über ein metallenes Becken. Schlief er ein, so gab sie im Fallen einen Klang, der ihn aufweckte.

Man hat Münzen, wo auf der einen Seite der Liebesgott auf einem Löwen — auf der andern ein Kranich im aufgehobenen Bein einen Stein hält mit der Inschrift: amat victoria curam. Der Sieg liebt die Sorge.

Ein tapferer Mann, sagt der Perser Nuschirwam, muss besitzen: „die Geduld eines Hundes, die Wachsamkeit des Kranichs und die Klugheit des Raben."

Seine eigenthümliche Stellung und Haltung gab ihm den Ausdruck der Wachsamkeit, — aber es ist auf ihn das Bild der Sonne übertragen, die Alles weiss und bewacht. Sie ist darin das Bild Gottes, welcher schläft und schlummert nicht. (Vgl. meinen Sunem Band 1 p. 91.)

3. Das Märchen hat manche Analogien in europäischen Ueberlieferungen. Das tritt namentlich heraus bei dem Theile des Märchens, in welchem der Jüngling die von ihm befreite „Wasserjungfer" (Libellula) zur Helferin hat. Der Fürst, welcher dem einfachen Landmann nicht gern den versprochenen Lohn für den Gewinn des Kranichs, d. h. seine Tochter zur Ehe gewähren will, gab ihm die Aufgabe, unter drei Jungfrauen, die gleich gekleidet waren, die rechte Königstochter herauszufinden.

Es wäre ihm dies schwer gewesen, aber die Libellula wusste es und zeigte ihm, indem sie sich auf seinen Kopf setzte, die, welche er wählen sollte.

Eine ähnliche Geschichte von dankbaren Thieren, wobei ein simplex das Glück hat, zwischen drei schlafenden ganz ähnlichen Königstöchtern entscheiden zu müssen, steht in Grimms Kindermärchen p. 62 (II. p. 343. 7. Ausg.). Da ist es eine Bienenkönigin, welche aus Dankbarkeit die rechte zeigt. Das Märchen ist hier wirklich kindischer als ein anderes bei Straparola (Berlin 1817 p. 110. ed. Val. Schmidt), wo die Sage einen feinen politischen Sinn verbirgt. Guerrino hat einem König das Reich errettet. Er soll dafür eine seiner Töchter zur Frau haben. Er muss aber die Rechte wählen. Die Eine heisst Potenzia und hat goldschimmerndes Haar — die Andere, Eleutheria, hat silberglänzende Locken. Wählt er nicht die Rechte, muss er sterben. Potenzia ist die Macht, Eleutheria die Freiheit. Wählt Guerrino die letzte, muss er wie ein Empörer sterben. Nur Potenzia, die Macht, ist die rechte Tochter, die er wählen soll. Da er sie selbst hinter ihren Schleiern nicht unterscheiden kann, kommt eine Wespe und zeigt ihm die Rechte. — Das Wählen unter äusserlicher Aehnlichkeit hat immer als eine sonderbare, schwere Auf-

gabe gegolten. Das Geheimniss der Unterscheidung führt zur verhängnissvollen Entscheidung. In sicilianischen Märchen kommt dieselbe Aufgabe vor, aber das Moment der Hilfe durch ein dankbares Thier fehlt. Das eine Mal hilft die gesuchte Königstochter selbst und entscheidet sich durch ein Tuch (ed. Gonzenbach II. 75. 76), das andere Mal hat sie sieben Schleier, während die Anderen nur zwei Schleier haben.

Açoka sagte: Die, welche unfähig sind, an dem sterblichen Körper zu unterscheiden, das was Werth hat, diese erkennen auch nicht und wissen nicht, was einen Lohn hat oder nicht, diese Unverständigen fallen in den Tod. Haut, Fleisch, Gebein, Kopf und andere Organe sind gleich bei allen Menschen, — auf das Wirkliche kommt es an —, ob bei Armen oder Reichen (Burnouf Buddhisme Indien p. 335). Aus solchen Lehren ist die Sage entstanden. Wer richtig wählen kann, soll die Königstochter haben. Wer nicht, muss sterben.

In einer merkwürdigen Erzählung im „Weisen und der Thor" (p. 190, 191) beweist die Tochter eines Meisters dadurch ihren grossen Verstand, dass sie zwei ganz ähnliche Ratten, zwei ganz ähnliche Schlangen unterscheidet. Es erinnert das an Proben der Klugheit, welche die Königin von Saba dem Salomo aufgab (Resenöl p. 160, 161).

In der Sage vom gläsernen Berg, die Simrock (Der gute Gerhard p. 71, 146) mittheilt, handelt es sich um eine Stecknadel, mit der der Suchende gestochen wird, sobald er die Richtige gefunden hat.

Zur Naturgeschichte der Chuzpe.
Ein Brief.

Vierzehn Tage vor Weihnachten gab ich meine Schrift „Ahasverus“ heraus. Die Aufnahme die sie fand, war überraschend — auch eine Anzeige im Berliner Tageblatt erfuhr sie. in Folge deren ich einen Brief eines Israeliten erhielt, aus dem ich Folgendes mittheile:

„Sie müssen sich über dies Schreiben nicht wundern. Juden sind, weil sie vieles erlitten. sehr empfindlich und zwar nicht blos, wenn sie selber leiden. sondern auch für Andere, denen sie eine herzliche und dankbare Gesinnung entgegen bringen. Sie haben sich durch Ihre Haltung in den antisemitischen Jahren ein Recht auf unsern Volksdank erworben; Niemand wie Sie hat mit mehr Kraft und Erfolg — in einer schwierigen Stellung sich unser angenommen. Die Bewegung und Tröstung, die Ihr Sendschreiben an Treitschke hervorgebracht, wird man Ihnen in jüdischen Kreisen nicht vergessen. Um so mehr haben wir die Recension — ich darf wir sagen — übel empfunden, welche ein jüdischer Literat im Berliner Tageblatt gegen Ihre Schrift Ahasverus, die doch Ihre Thätigkeit gegen den Antisemitismus fortsetzt, übel empfunden. Wir halten sie für eine Schmach. Juden hatten bisher den Ruhm dankbar zu sein. Wir geben anheim, was sonst den Herrn Literaten bewogen haben mag; es hätte ihm geeignet erscheinen müssen, wenn er sonst nichts anderes konnte, zu schweigen. Aber es ist auch das ein jüdisches Leiden. Menschen, die nichts weiter vom Judenthum haben, als den Namen, ohne Gott, ohne Sabbat, ohne Gesetz, machen uns zum Spott unter unsern Feinden. Sie sind die Schuld, dass das Vorurtheil gegen uns nicht aufhört. Sie gehören nicht zu uns und doch machen

sie uns verhasst. Wir werden es beklagen, wenn auch die wenigen Freunde, die wir haben, durch solches anmassende Wesen uns verloren gingen. Wir haben keinen Grund, das Christenthum anzugreifen. Wir sind froh, die Religion des Judenthums aufrecht zu halten. Dass Sie uns um des Christenthumswillen in Schutz nehmen, das war das Richtige an Ihrem Auftreten. Wir hatten es noch nie erlebt, dass ein Paulus uns so vertheidigte und es so thun konnte. Ich drücke Ihnen die Hand und hoffe, Sie werden das Schreiben eines übermüthigen Literaten so aufnehmen, wie es verdient und denen nicht zurechnen, die über solche Aeusserungen der Impietät empört sind.“ —

Ich theile dieses Schreiben gern mit, wenn es auch etwas tragisch gehalten ist. Der Schreiber nimmt eine Recension von Fritz Mauthner etwas zu hoch. Ich habe zu gleicher Zeit ein antisemitisch anonymes Billet erhalten, in dem ich „Verfluchter Ahasver“ angeredet und mit Schimpfnamen überhäuft worden bin. Ich untersuche nicht einmal, was grössere Ehre ist, das eine oder das andere. Ich habe kein Privilegium, nicht angebellt zu werden, und was wäre das für eine Liebe, wenn ich mich deshalben reizen liesse. „Die Liebe lässt sich nicht erbittern.“ Zu allen Zeiten, namentlich gerade vor hundert Jahren war die Recensentennoth sehr gross. Eine kleine seltene Schrift erschien in Leipzig 1786: Verkappte Recensenten- und Pasquillanten-Jagd, welche jedoch durchaus nicht nachahmenswerth ist.

Und doch ist an dem, was der Brief enthält, vieles wahr.

Die Anklagen, welche gegen die Juden gerichtet worden sind, waren darum ungerecht, auch da wo sie begründet schienen, weil man die Geschichte des Volkes nicht in Betracht zog. Wenn man die lange Knechtschaft und den moralischen Druck — wenn man ihre Isolirtheit des geistlichen und socialen Lebens in Betracht zieht — so kann man sich über individuelle und eigenthümliche Gestaltung der Gaben und Charaktere unter ihnen nicht wundern. Es konnte nicht anders sein, als dass die grosse Tragödie, in der sie lebten, jede Aeusserung ihres Lebens in ihre Kreise zog; zumal bei der Raschheit, in welcher sie sich dem modernen Leben anschlossen, war es unmöglich, jede Spur der alten Entwicklung abzuwerfen. Dies zeigt sich bei den Lichtseiten ihres Naturells — wie bei dem Gegentheil. Es war ganz natürlich, dass jüdische Talente sich frühzeitig

der Presse widmeten. Es ist deren Reich ein diesseitiges Amerika. Es steht Jedermann offen; Pässe von Prüfungen braucht man nicht; das Land ist gross nnd kann mancherlei Geister beschäftigen; die tüchtigen finden ein Unterkommen, wie die Abenteurer oft ein schmales Brod; vor allen Dingen gab es keine confessionellen Schranken, die doch von manchen Berufs-Studien abhielten. Es war natürlich, dass viele jüdischen Talente aus den Gebieten des Ghettos oder des Talmuds dahin auswanderten. Es gab eben dort keine Kirche nnd kein Examen.

Es ist bekannt, was für ausgezeichnete Publicisten in dem neuen Reich sich geltend gemacht, sowohl nach Fähigkeit wie nach Charakter; aber zu verlangen, dass lauter Celebritäten sich aus Feuilleton- und Nachrichtensport entwickeln sollen, wo doch aus der altchristlichen Bevölkerung ebenfalls genug Abenteurer hervorgehen, die ihren Beruf verfehlt, ist ungerecht und unverständig. Ich theile nicht die Meinung des Fürsten Bismarck, dass blos die Wohlhabenden answandern; die Auswanderer in das Amerika der Presse waren meist arme Jünglinge, die mühsam und zu Fuss in die Hauptstadt kamen; die Leiden der armen Pressemigranten in ihren Anfängen zu beschreiben, gäbe ein seltsames Bild. Die jüdischen Autodidakten bewähren meist einen wunderbaren Fleiss; sie gehen nicht den regelrechten Weg der Bildung, sie studiren schon Philosophie, während sie kaum deutsch schreiben können. Sie schwärmen für Lessing, wo sie kaum wissen, wann er gelebt. Aber sie arbeiten, lesen, hören, lernen; gute Gaben stehen ihnen zu Gebot; wie lange dauerts, dann sind sie Schriftsteller, Journalisten, Recensenten und dabei thun sie es um Billiges, da sie lieber hungern, als nicht schreiben.

Sollen sich da keine Unterschiede zeigen! soll da nichts ankleben aus der kleinen österreichischen oder russischen Stadt! — Ich kenne germanische Leute, die nichts mehr lernen wollen, obschon sie über Alles reden, weil sie einmal ein Examen, dessen Inhalt sie meist vergessen, gemacht haben — und von den Autodidakten glauben viele, sie könnten über Alles reden, weil sie nie ein Examen bestanden haben. Natürlich zeichnet Jüdische Schriftsteller und Journalisten, die zu den Besten gehören, ein eigenthümlicher lebendiger Geist, Energie, Fleiss und Scharfsinn aus; solche Geschicke, wie sie erlebt worden sind, bringen auch charakteristische Gaben hervor.

Das deutsche Leben, das litt, brachte unter Thränen Humor hervor; aber bei den Juden erzeugte nicht das Talmudstudium allein, auch die Knechtschaft einen eigenthümlichen Witz, treffend, scharf und spitz. Aber die Schattenseite dieser Entwicklung, ist was die Juden Chuzpeh nennen. Das kann man kaum treffend genug übersetzen. Es können germanische und romanische Schriftsteller frech und dreist sein, Victor Hugo's phrenetische Erhabenheit versteht man nur in Paris völlig — Voltaires frivolen Esprit kann man deutsch nicht übersetzen; auch Chuzpeh ist nicht annähernd durch Anmassung, Dreistigkeit, Keckheit wiedergegeben. Es ist eine Pietätslosigkeit, die nicht roth wird. Man kennt sie am besten an einem jüdischen Gegentheil; an Moses Mendelssohn, hatte man das Beispiel von Milde und Bescheidenheit aber Fritz Mauthner ist der Meister des Feuilletons der Chuzpe. — Er folgt dabei immer berühmten Mustern.*)

Ahasverus ist eine grosse religiöse Tragödie. Eine Art Völkerpassionsgeschichte, die am Tage von Golgatha beginnt. Es ist natürlich, dass Leute wie der Recensent, dafür keine Empfindung haben können, nicht weil er ein Jude ist, sondern weil er vom Judenthum so wenig Eindruck wie vom Evangelium hat. — Man kann mit seinem Lebensgang nicht rechten, der ihn verhinderte, wirkliche Studien zu machen — aber Ahasverus, Sage ist nur zu verstehen aus dem Studium des christlichen und römischen Alterthums. M. hat einen Kirchenvater nicht gesehen. — Die Sagenforschung über Ahasver ist eine weitausgreifende; die Sage hatte sich mit vielen ähnlichen Volksgedanken vermischt. M. hat keine Ahnung von einem solchen Studium; er hat nie eine Sage studirt und kennt ihre Literatur nicht; er hat zwar eine Reise zu Grimms Denkmal gemacht — aber ein Buch von Grimm, wie zumal seine Mythologie hat er nie gesehen. Der gute Mann weiss garnicht, was er nicht weiss. Dass er dennoch recensirt und mich zu meistern sucht, das er von meinen Etymologien sagt „die seit

*) Eine nicht üble Fabel findet sich darüber in den Lessing'schen Fabeln, die Zürich 1760 herauskamen. Es heisst darin p. 27.: „Ein Affe fand eine Violine, er nahm sie herunter, strich mit dem Bogen über die Saiten, die verwirrte Töne von sich gaben. Das ist Musik, sagte er, ich bin ein Virtuos. Ein Kind wiegte sich auf einem hölzernen Ross, gehabt Euch wohl, rief es aus, ich reite aus dem Lande. Salmoneus ritt mit Ross und Wagen über seine eherne Brücke dahin und schrie; ich donnere. Stentor reimte und sprach: ich dichte. Bavius schrieb seine Dunsiade und sprach, ich recensire.

Grimm nicht mehr gemacht werden dürfen“, ist zwar komisch, denn er kennt weder die, welche Grimm gemacht, noch die Sprachen, in welchen ich sie gemacht habe, aber das ist noch nicht die vollendete Chuzpe. Um derentwillen schrieb ich diese Zeilen nicht. Die Chuzpe der Ignoranz ist noch nicht die Schlimmste. Aber die ganze Recension ist nicht gegen mein Buch, sondern gegen mich persönlich gerichtet. Nun sollte man meinen, dass er dazu gar keinen Grund hätte, aber Mauthner ist ein sogenannter „Freidenker“, er hasst die „Theologie“ und ihm sind nicht meine „Etymologien“ sondern „die Bibelsprüche“ im Wege.

Hier wird nun die „Chuzpe“ schlimmer; hier verdiente er, dass man ihm den Harlekinmantel etwas schärfer herunterreisse, — denn ist auch seine Person nicht in Betracht zu ziehen, so doch die Gattung; hierin begründet sich auch der gerechte Unwille des Correspondenten, dessen Brief ich mittheile.

Denn in der That schadet eine solche Kläfferei des Christushasses nicht dem Evangelium, sondern dem Judenthum und den Juden selbst. Natürlich giebt dies Stöcker die Gelegenheit, wie er dies erst kürzlich wieder gethan, von der Feindschaft der „Judenpresse“ gegen das Evangelium zu reden. Es vermehrt solches das Arsenal der Antisemiten an giftigen Waffen. Der Antisemitismus ist nicht zu Ende. Er ist vielleicht stiller aber eigentlich tiefer geworden. Ich bin darüber betrübt, weil man auf Seiten der Gegner solche Leute wie M. mit dem wirklichen Judenthum verwechselt und es hat doch das Judenthum an sich — ganz abgesehen von seiner Stellung dem Evangelium gegenüber, keine ärgeren Gegner, als die Nihilisten, welche Juden heissen.

Die Synagoge beruht auch „auf Bibelsprüchen“; sie will ihre Satzungen geehrt haben: Gottesleugner leugnen auch den Schöpfer, der das Gesetz gegeben hat. Bolinbroke im vorigen Jahrhundert hatte Recht, als er sagte, man werde mit dem neuen Testament nicht fertig werden, ehe man nicht das Alte gestürzt habe. Diese Auswüchse der nihilistischen Presse, wenn sie von Namenjuden ausgehen, haben für die Juden eine doppelte Gefahr. Sie beflecken ihren Glauben und vermehren ihre Feinde.

Wenn ich auf sie aufmerksam mache, so geschieht das nicht nur meinetwegen. Jeder wird aber zugeben, dass sie dabei besonders marquant erscheinen, wenn sie in einem grossen Blatte wie das Berliner Tageblatt gedruckt sind.

Ich kann nichts dafür, wenn bei solcher Warnung manches

berührt werden muss, was auch von Stöcker gesagt wird, aber wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Stöcker ist gegen die Juden erbittert, ich habe sie lieb. Stöcker sammelt wie ein Botaniker Giftpflanzen, jeden Dorn in den Reden und Aufsätzen der Juden; mir thut es leid, wenn Unbesonnenheit und Chuzpe einer grossen Gemeinschaft Kränkungen zuzieht, die wenige verschuldet.

Ein mir nahe stehender geistvoller Kirchenmann schrieb mir vor fünf Jahren, warum ich die Juden, wenn ich sie vertheidigte, nicht auch wegen ihrer Missgriffe schelte. Die Antwort war klar; als Moses den Juden gegen den Aegypter, der ihn schlug, vertheidigte — da hielt er ihm keine Reden, — er errettete blos; — als er aber den einen Juden den Andern blosstellen sah, da mischte er sich darein mit Tadelworten. Das ist jetzt der Fall. Der Feuilletonist der Chuzpe und seinesgleichen stellt seine eigenen Brüder blos.

Aber man kann mit Recht fragen, ob M. und seines gleichen nicht davon das Gefühl haben, dass sie in leichtfertiger Weise Vorurtheile wachrufen und verstärken, die doch einmal vorhanden sind, und zwar überall, in allen Parteien des Landes. Nein, sie haben es nicht und zwar grade aus Chuzpe. Sie halten sich in ihrem leeren Aufkläricht so erhaben über jeden Anspruch religiöser Schonung, auch des Judenthums, sie sind so überzeugt von der Macht ihres bannalen Scribententhums, dass sie alle Rücksicht verlieren. Diese armen Menschen hören nichts wie sich selbst; — eine Glocke, eine Psalmenstimme dringt nicht in ihr Herz; sie füttern sich von der Fadheit ihrer eigenen Ideen; die Chuzpe wächst, wenn man auf dem Thron des Feuilletons eines grossen Blattes sitzt und wie das Böcklein auf dem sichern Dach die unten vorübereilenden, wen auch immer, verspotten kann. Das ist die schädliche Natur der Chuzpe. Aus geschminkter Eitelkeit und blinder Dreistigkeit untergräbt sie den Frieden Anderer — die leiden um ihrer Böcke willen.

Aber diese dreiste Chuzpe hat noch eine andere Seite, welche grade nicht schlimmer, nur hässlicher ist. Es ist eine eigenthümlich-psychologische Erscheinung, dass Dreistigkeit und Servilität mit einander Hand in Hand gehen. Ehemalige Knechte werden in freiem Zustand oft sehr lose — und haben doch die alte Bücklingssucht nicht verloren. Als sich die Sklaven der Scythen empörten, wollten die Fürsten sie im regelrechten Kampf überwinden aber ein Weiser

sprach: nicht also — ihr werdet sie dadurch zu Siegern machen; mit den alten Peitschen geht gegen sie los. Vor denen flohen sie.

Frei gegen Jedermann ist nur die Liebe. Die einen eigenen Standpunkt haben, der sicher unter ihnen ruht — sind freundlich und gerecht — aber frei gegen Jedermann. Die krummen Gesinnungen vertragen sich leicht mit krummen Rücken. Falsche Höflinge sind trotzig gegen Einflusslose und knechtisch vor den Obern. Eine freche Zunge kann eben so servil sein gegen Leute von Adel und Namen.

Man sagt mir, dass die Recension von F. M. einen Anlass erhalten durch Eduard von Hartmann, der sehr unzufrieden gewesen ist über meine Einleitung zum Ahasverus; dass er sehr unzufrieden gewesen sein mag, will ich nicht bestreiten und dass F. M. bereit gewesen ist seine Chuzpe in seinen Dienst zu stellen, ist nicht unglaublich.

Es sieht ihm ähnlich, vielleicht aus socialem Gefallen gegen den Opportunitätsphilosophen die Interessen seines Volkes bloszustellen — aber beweisen kann ich es nicht. Nur dass der arme jüdische Asus Ponim mir gegenüber von wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Sachen redet, und Herrn Stöcker — als „meinen theologischen Bruder im Amte“ und des Philosophen Hartmann Buch in Schutz nimmt, reicht aus — den Beweis erbracht zu haben, dass Chuzpe zugleich eine nicht blos komische, sondern hässliche Eigenschaft ist.

Freilich war mir der unliebste Einwand, der mir bei Erwägungen über die Recension gemacht ward, dass doch „das Berliner Tageblatt“ dieselbe angenommen und verbreitet hat.

Es ist richtig, dass der liebe Herausgeber das „Ulk“ in demonstrativer Weise sich dagegen erklärt hat — und eine verschiedene Strömung geht durch das Volk von Mosse so gut, wie ehemals durch das von Mose. Vergeblich hat sich auch der grosse Sohn des Amram (4. Mos. 16. 8.) gegen die Söhne Korah's „die Levisöhne“ erklärt. Ich habe gar keinen Grund, den Besitzer des Blattes, aus dessen Hause ich erst im October zum Bazar für meine Kinder Gaben empfangen habe, in Mitleidenschaft für den Artikel zu ziehen. Er hat vorher nichts davon gewusst.

Wenn er davon Gelegenheit nähme, die Pflichten seines grossen Blattes zum Besten desselben und zum Heil des

grossen Volkes seiner Leser seinen Beamten etwas mehr ans Herz zu legen, so würde er sich Viele zum Dank verpflichten.

Ein liberales Blatt kann die Aufgabe haben Fanatismus und Intoleranz zu bekämpfen — aber es ist gewiss seine Pflicht echte Religiosität zu befördern. Es kann gegen Wildheit und Unwahrheit polemisiren — aber die Lehren der heiligen Schrift — des Evangeliums — muss es zu befördern suchen — und zwar positiv — in lebendiger, warmer Sprache.

Das Berliner Tageblatt, das mit seinen 70,000 Abonnenten eine grosse Lesergemeinde hat, muss eine loyale und liberale Kanzel haben, von der nicht confessionelle Dogmen, aber die einfache und unwiderlegliche Lehre des Evangeliums an die Christen, die es lesen, ausgeht.

Das Christenthum ist eine Volkslehre, nicht blos eine Kirchenlehre, daher darf es nirgends fehlen, wo das Volk angeredet wird. Das Christenthum ist der älteste und heiligste Liberalismus. — Wer nicht hilft diesen unter dem Volk zu verbreiten, begünstigt die nihilistischen und anarchistischen Bestrebungen, welche zuletzt in Zerstörung und Mordsucht ausarten.

Die falschen und gefährlichen Meinungen der Anarchisten können durch die Kirche allein nicht bestritten werden; das Volk, das davor zu behüten ist, hat sich leider aus der Kirche drängen lassen.

In der That hat aber die Kirche noch weniger von der Anarchie zu befürchten — sie wird auch von „den Pforten der Hölle“ nicht überwunden werden; — als die Fractionen der Confessionslosen — auch in der Revolutionszeit sind die Girondisten gefallen, aber die Kirche hat sich wieder erhoben; — die Leiden der Zeit werden nicht gebessert durch die Petitionen über Kornzölle und Dampfschiffssubventionen; es handelt sich nicht blos um „Vagabonden und Gesellenvereine“; das gebildete Volk der Zeitungsleser selbst leidet an Vergnügungssucht und Spielsucht; die Langeweile des Geistes zuletzt sucht die Nahrung, die giftig ist.

Es ist die Aufgabe eines so grossen Blattes nicht erfüllt, wenn es Literatur und Theater bespricht und zumal nicht, wenn es Mauthner in seinen Spalten reden lässt. So absonderlich es auch klingen mag, nicht blos wenn es mäkeln und nörgeln kann, hat es sich um die evangelische Kirche zu bekümmern, sondern es muss mit bestimmtem

und warmem Ton die Bedeutung des Christenthums besprechen; es muss dem Volk die Kirche lieb machen; es muss dasselbe von den Vorurtheilen frei machen, die es von ihr entfernen; es muss den Menschen, die lesen, ihre Religion lieb machen; es muss nicht blos gegen Stöcker und Genossen schreiben — sondern es muss für die Lehre Christi und christliche Sitte und Ordnung positiv auftreten. Es soll nicht confessionell, aber religiös wirken. Es soll helfen, was im echten Geiste Christi für Kinder, Waisen, Arbeiter geschieht, vor allen Dingen auch Kirchenbesuch und Sacrament dem Volke warm empfehlen — in welcher speciellen Kirche auch immer — denn alle Bestrebungen, ein Volk wieder religiös und sittlich zu machen, ist ohne Kirchenbesuch unmöglich; auch die Religion der Juden verliert ihren Grund, wenn die jüngere Gesellschaft die Synagoge nicht mehr lieb hat.

Es haben auch über Verbesserungen des Kirchenthums, die nöthig seien, doch die nur eine gerechte Stimme, die sich an dem Leben der Kirche betheiligen. Jeder aufrichtige Geistliche wird dem Andrang einer Gemeinde, ihr zu dienen, gern folgen, sobald sie ihn freudig umgiebt.

Die sociale Frage wird leichter gelöst werden, wenn religiöser und kirchlicher Respekt in den Häusern, in den Werkstätten, in den Büreau's eingekehrt sein werden.

Die Presse — und zumal die liberale — hat hierin eine grosse Aufgabe.

Wenn das Berliner Tageblatt anstatt Mauthners Organ zu sein — ernsten und liberalen Männern, die aber ein religiöses Herz haben, Gelegenheit giebt, positiv und warm Religion und Kirche zu empfehlen — so wird es einen Segen stiften, der ganz unberechenbar ist — es wird seine eigne Verbreitung verdoppelt sehen — es wird dem Socialismus einen Damm gegenüberstellen — der manche trübe Quelle wieder verschliessen wird.

Man überlege das nur ernst. Es ist eine der wichtigsten Fragen der Zeit. Der Liberalismus sollte nicht Stöcker und den Seinen die Domaine der religiösen Volksagitation überlassen. Einmal, weil Religion und Christenthum keine Partei sein soll, dann aber, weil diese Agitatoren allein nichts ausrichten; sie reichen nicht aus, weil sie nicht überall hinreichen. Unser Volk ist nicht irreligiös, aber es will wieder ermuntert werden.

Es war kein schöner Brauch, der in Rom einmal vorhanden war. An einem bestimmten Sonntag wurden die Juden in der Kirche zu einer Predigt befohlen und Männer gingen mit langen Stangen umher, um die etwa Einschlafenden zu wecken.

Etwas könnte man davon entlehnen. Die, welche eingeschlafen sind, weil sie nie mehr in die Kirche gehen, müssen aufgeweckt werden. Die Stangen dazu muss die Presse des Liberalismus borgen; 70,000 tägliche herzliche Erinnerungen müssten schon einen Segen ausrichten und der echte religiöse Stoff dem Volke eine Hilfe gewähren gegen Dynamiter und Petroliter.

Dabei komme ich allerdings zu Eduard von Hartmann zurück, dessen „philosophische“ Arbeiten ich allerdings für einen Auswuchs unseres socialen Lebens halte.

Sein Buch über das „Judenthum“ ist freilich dem Judenthum ganz unschädlich; man weiss gar nicht, was er will; der Opportunismus sagt nicht ja, nicht nein; es nimmt sich aus, wie eine Bestellung des Verlegers, der freilich besser wusste, was er wollte, wie der Verfasser. Aber das Christenthum hat er angegriffen, wenn auch nicht blos jetzt, sondern immer.

Aber der niedrigste Angriff ist der, von dem ich mir einige Worte zu reden erlauben will. Sie knüpfen sich an das, was ich mir eben dem Berliner Tageblatte vorzutragen gestattete.

Den Schriftstellern der katholischen Kirche kann man es von ihrem Standpunkt nicht verargen, wenn sie oft von einem „Entweder — oder“ sprechen; entweder katholisch oder zuletzt atheistisch.

Ich habe in Erfurt mich viel mit den Schriften und der Bibliothek des Freiherrn v. Boineburg beschäftigt, der im 17. Jahrhundert Staatsminister des Kurfürsten von Mainz und ein Convertit gewesen ist. Dieser war es, der in seiner Correspondenz mit evangelischen Freunden solche Behauptung aufgestellt hat, „es ist übel abzufallen von der katholischen Kirche, und gefährlich, auf dem mittleren Weg zu verharren, der endlich zum Indifferentismus führt, der die erste Stufe zum Atheismus ist.“ *)

*) Vgl. Struve act. lit. farc III, p. 25: „unde luculenter patefiet, quam putide ab ecclesia catholica desciscatur, quam periculose media vita insistatur, quae ducit tandem ad Indifferentismum, qui est instar scalae primae ad Atheismum.“

In einer Schrift des Kanonikas Robelot in Dijon, welche deutsche Katholiken in Mainz herausgaben, heisst es: „Es bleibt demnach die Wahl zwischen dem Katholicismus und einem Deismus oder versteckten Atheismus, wie Bossuet sich ausdrückt.“ (Mainz 1823, p. XVII.)

Thomas Moore beendete seine Wanderungen eines Irländischen Edelmanns mit den Worten Fenelons: „Katholik oder Deist, es giebt keine andere Wahl.“

Solche Beispiele könnte ich viele anführen. In dieses Dilemma fielen die meisten Convertiten zur katholischen Kirche, — Daumer, der erst Christus als Moloch mythisirt und dann Maria als Göttin adorirt hat, — die Gräfin Hahn, die aus dem Babylon des Fleisches nicht etwa nach Golgatha, sondern nach Rom gewandelt ist.

Dahin folgte ihr Hartmann nicht. Er entschied sich für das Nichts. Er sagte auch: entweder Papst oder Nihilismus, entweder Anbeter der Heiligen von Lourdes oder kein Christ. Er findet es natürlich „dass der Katholicismus sein Wort mit Unfehlbarkeit kröne;“ er nennt den „Protestantismus den Todtengräber des Christenthums.“

Er redete das in den Zeiten des „Culturkampfs,“ wo Leute, wie er, den Verfall der evangelischen Kirche hofften und zwar durch den Staat.

Dieses entweder — oder — im Mund eines Evangelisch getauften, macht ihn allerdings zu Mauthners Genossen. Es entschuldigt ja den Nihilismus, wenn man eben kein Katholik sein kann. Mauthner glaubt ihm das gern und das Volk, welches das neue Testament nicht mehr im Herzen trägt, muss sich gefallen lassen, dass man ihm das „Nichts“ als philosophische Logik darbringt — und Christus als Todtengräber seiner selbst abbildet. Man kann daraus einen Anlass nehmen, sich zu erklären, woher die Chuzpe gegen das Evangelium zu schreiben den Muth nimmt.

M. spricht ihm auch das „Wissenschaftliche“ nach. Es ist, wie wenn sich junge Leute am Carneval einen weissen Bart anlegen mit schwarzem Talar, um wie ein Gelehrter oder Philosoph auszusehen, sobald die Chuzpe, — von Wissenschaft redet — aber es ist ein wenig Verkleidung in einen philosophischen Tartuffe, wenn E. v. H. von „wissenschaftlicher Ehrlichkeit“ redet, mit der man eingestehen soll, dass man Bankerott geworden ist an christlichen Glauben, — doch wohl, wie gewöhnlich, aus eigener Schuld. In dieser „wisssen-



schaftlichen Ehrlichkeit“ sprach er auch „vom Kryptokatholicismus Friedrich Wilhelm des Vierten!“ Nun kann man schon an sich mit der „wissenschaftlichen Logik“ rechten, welche weiss, was doch „Krypto“ ist. War es geheim, mit welcher Ehrlichkeit wusste er es denn! Aber schon vor seiner damaligen Schrift war das herrliche Buch erchienen, in welchem Leopold von Ranke die Briefe des Königs herausgab. Und in diesen Briefen sagt unter Anderem der König den 29. August 1850: „Ich bin ein Christ und N. B. ein Evangelischer nicht dem Namen nach, sondern mit Leib und Seele. Die Ehre wie die Unehre des Evangelischen Bekenntnisses ist nun einmal für mich meine Unehre, meine Ehre (p. 337).“

Am 5. October 1881 schreibt der König: „Das Katholisirungsgericht, das haben wir Schwarz auf weiss, ist in London und Paris in tausend Formen und zehntausend Wegen nach Deutschland zu schicken beschlossen worden, das mögen jetzt höchstens anderthalb Jahre sein. Der gute Wille unserer Menschheit hat die wissentliche Lüge aufgenommen und verbreitet.“ Dazu gehörte auch die „Wissenschaftliche Ehrlichkeit“ der Nihilisten, die jeden Gläubigen für einen abergläubischen Katholiken erklären.

Indem ich meine Antwort auf den obigen Brief schliesse, hoffe ich nicht, dass man mir vorwerfen wird, ich hätte einer Recension in einem vergessenen Feuilleton zu viel Ehre erwiesen und dass ich sie gewissermassen länger lebend gemacht habe. Nun, das geht nicht anders. Die Trommel ist auch unsterblich, obschon leer und immer geschlagen. Es muss ein Exempel statuirt werden schon darum dass der Rec. nicht meine, man fürchte sich vor ihm, weil er im Berliner Tageblatt schreiben könne.

Man wird es nicht für unverdienstlich halten, das Wesen der Chuzpe gezeichnet zu haben.

Ich schrieb diese Zeilen in Braunschweig — einige Stunden der Musse nach einem Vortrag gaben dazu Gelegenheit. Sie sind nicht von Zorn, sondern von Heiterkeit erfüllt. Die Liebe lässt sich nicht erbittern, aber sie freut sich auch der Wahrheit. Nur durch sie wird es Frieden.

Druck von Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr) in Berlin.